



Dreizehnter Konzilsbericht

Brief aus Rom von Mario Galli: Ein Blitz aus heiterem Himmel – Briefe an Kardinal Bea – Hintergründe – Wo setzt das Erstaunen ein? – Brief der 17 Kardinäle an den Papst – Zwei Mentalitäten, die sich einfach nicht finden können – Schema von der Offenbarung – Tat und Wort zugleich – Lebendige Selbstmitteilung Gottes – Abgeschlossen in Christus und doch fortdauernd in der Kirche – «Entwicklung des Glaubens» – «Erfahrung der geistigen Realitäten» – Um die Freiheit der Exegeten – Intervention des englischen Benediktinerabtes Butler – Die «neuen» Vorlagen – Plötzlich sinkt das Niveau – Man hat die nun folgenden Schemata ohne Unterschied «kurzgeschoren» – Einigen wachsen schon wieder die Haare – Es will über die Priester keine befriedigende Aussage gelingen – Ein Mißerfolg im festlichen Rahmen – Angelpunkt des «Übergangskonzils».

Wir kommentieren

den Eucharistischen Weltkongress in Bombay: Der Papst fährt nach Indien – Warum Bombay? – Bedenken – Die Antwort des Kardinals – Richtungsweisender Beitrag für die Zukunft – Thema und Programm – Prunk im größten Armenhaus der Welt? – Rücksicht auf die Mentalität der Andersgläubigen – Kein Triumphalismus – Eine Mission der Schweizer – Bombay wird in die Kirchengeschichte eingehen.

die Wirtschaftsbeziehungen im Sowjetblock: Am Anfang: Ausplünderung der Satellitenstaaten – Ein Gegen-Marshallplan – SEV/COMECON – Wirtschaftliches Übergewicht der UdSSR – Zweite Welle der Entstalinisierung: Gleichheit der Mitglieder – Rumänien, das Sorgenkind – Autarkie-Bestrebungen – Entwicklung des Donauraumes – Neue Pläne – Auflösungsprozess.

Kybernetik

Ist der Mensch konstruierbar?: Die kybernetische These – Leistungen der Kybernetik – Der Homöostat Ashbys – Intelligente Maschinen – Grenzen der Maschine – Wo bleibt der Geist? – Einige Vergleiche – Überlegenheit des Menschen – Wesensmerkmale der «Menschlichkeit» – Die Chance des Menschen besteht nicht in quantitativen Leistungen – Der unergründliche und darum nichtkonstruierbare Mensch.

Länderbericht

Ist Italien katholisch?: Die Schatten Italiens fallen auf die Kirche – Wie steht es wirklich mit der Kirche in Italien? – Die Unterlagen fehlen – Einige Statistiken – Alles ist in Bewegung – Faktoren der Entchristlichung – Verstärkung – Volksfrömmigkeit der Italiener – Kommunismus – Warum haben die Katholiken keine erfolgreiche Gegenoffensive zu starten gewußt?

BRIEF AUS ROM

Es lag in der Luft. Vielleicht sind die Journalisten die ersten, die es spüren. Ihr Beruf nötigt sie, eine Art sechsten Sinn zu entwickeln. Bereits anfangs Oktober saßen sie witternd und schnuppernd. Das Konzil schien zu versickern, wie ein breitgewordener Fluß, der sich in mehrere Deltas verzweigt, kurz bevor er in das Meer mündet, um dort zu verdämmern. Nein, meldeten die Antennen des sechsten Sinnes, so geht es nicht aus. Erst noch wird ein alarmierendes Ereignis, wie ein Erdbeben, wie ein Blitz aus heiterem Himmel, alle Bischöfe erschrecken. Hellwach werden sie auffahren. Niemand konnte mir sagen, worin dieses Ereignis bestehen sollte. Einige suchten es künstlich zu erzeugen. Ich habe das letzte Mal davon gesprochen. Den trägen Lauf des Flusses berührte das nicht. Ich sage träge, nicht weil der Gang der Verhandlungen schleppend gewesen wäre (Sie wissen, das Gegenteil war der Fall). Aber träge war das Interesse der Bischöfe, die Unlust überwog, die Initiative erlahmte. Und dann kam wirklich der Blitz! Sie kennen die Ereignisse.

Die Hintergründe der beiden Briefe an Kardinal Bea

Ich glaube nicht, daß die beiden Briefe über die Erklärungen zur Judenfrage und zur religiösen Freiheit als «Blitz» geplant waren. Ganz und gar nicht! Niemand war über die ungeheure Aufregung, die sie hervorriefen, erstaunter als die Briefschreiber selbst.

Es besteht kein Zweifel, daß die Judenerklärung, mochte

sie noch so deutlich versichern, daß ihre Absicht eine rein religiöse sei, dennoch politische Auswirkungen haben mußte und bereits hatte. Bei der Erklärung über die religiöse Freiheit stand das unmittelbar nicht im gleichen Ausmaß zu befürchten, aber auf die Länge konnten auch hier sich schwierige Situationen ergeben, und zwar in mehrfacher Hinsicht. Man denke einerseits an Länder wie Spanien und Portugal, andererseits an die Möglichkeiten kommunistischer Propaganda. Was sich theoretisch wunderbar trennen läßt, ist praktisch ineinander verflochten. Nicht umsonst hatte *Kardinal Ottaviani* darauf hingewiesen, daß eine solche Erklärung die Konkordate in Frage stelle. Mit Recht antworteten andere, Konkordate seien trotz der religiösen Freiheit möglich. Ganz gewiß. Aber einige konkrete Konkordate müßten eben doch erheblich modifiziert werden!

Dazu kommt zweitens, daß ein Konzil theologisch unanfechtbare Erklärungen abgeben muß. Das Sekretariat der Einheit war ja nun daran, beide Erklärungen in diesem Sinn zu verbessern. Es hatte auch bereits – über seine eigenen Mitglieder und Berater hinaus – den *Bischof Colombo* von der Mailänder Universität (er ist ein Vertrauensmann des Papstes und hatte am Konzil – siehe letzten Bericht – sich sehr ausgewogen geäußert) zur Neufassung der Erklärung über die religiöse Freiheit zugezogen. Doch das allein konnte nicht alle Bedenken zerstreuen. Bekanntlich weist das Sekretariat der Einheit im Unterschied zu fast allen anderen Konzilskommissionen

eine erstaunlich homogene Zusammensetzung auf. Ein getreues Spiegelbild des Konzils kann man sie – wenn man ganz ehrlich sein will – gerade in der Frage der religiösen Freiheit doch wohl kaum nennen.

Nähere Vorgeschichte

Das muß man sich als entfernten Hintergrund vor Augen halten. Es nimmt daher nicht wunder, wenn die Konzilsleitung, Präsidenten, Moderatoren, Koordinierungskommission, sich über diese schwierigen Fragen Gedanken machte und nach einer passenden Lösung suchte. Es scheint, daß zumal über die Judenerklärung in einer gemeinsamen Sitzung der drei Cheforgane die Mehrheit der Ansicht zuneigte, die Judendeklaration in das Kirchenschema einzureihen. Die Gründe sind einleuchtend: Erstens stehen im zweiten Kapitel dieser Vorlage (Volk Gottes) bereits zwei Zeilen über die Juden; zweitens hatte die Aussprache ergeben, daß die Bischöfe gerade die theologische Seite der Frage vertieft behandelt sehen wollten. Die Bischöfe hatten dazu reichliches Material beigetragen. Die ursprüngliche Absicht *Johannes' XXIII.*, eine kurze, aber klare Erklärung gegen jeglichen Antisemitismus abzugeben, war damit verändert. Das eigentliche theologische Lehrschema aber war eben die Kirchenvorlage, und die zuständige Kommission die theologische. Drittens wäre – so konnte man hoffen – die Gefahr politischer Mißverständnisse vermindert.

Ein Araber sagte mir: «Die Kirche mag über die Juden sagen, was sie will. Wir haben nichts dagegen. Aber eine eigene Erklärung zu ihren Gunsten ist eben dadurch ein Politikum.»

Niemand kann es auch dem Papst verwehren, wenn er die Ereignisse mit Spannung und Sorge verfolgte und sich darüber auch mit *Kardinal Cicognani* aussprach. Auch er – so scheint es – betrachtete die Einfügung der Judenerklärung als die passendste Lösung! Auch «erwartete» er einen Vorschlag der immerhin beträchtlichen Minderheit in der Frage der religiösen Freiheit.

Hatten doch bereits in der Aussprache zwei Spanier, *Kardinal Quiroga* und *Bischof Anastasio Granados*, verlangt, daß «dem Sekretariat für die Einheit andere Periti oder auch die Theologische Kommission zur Hilfe gegeben werden, damit sie gemeinsam zufriedenstellende Prinzipien in unserer Frage formulieren». Das sind die Worte Granados, während *Kardinal Quiroga*s Wortlaut noch schärfer tönte: «Der Text muß völlig neu bearbeitet werden, und zwar von einer gemischten Kommission, von Sachverständigen, die imstande sind, der Frage objektiv gerecht zu werden.»

Es nimmt wiederum nicht wunder, daß dabei auch davon gesprochen wurde, wer denn solche Theologen im Sinne *Quiroga*s sein könnten, und daß dabei die drei Namen *Brown*, *Fernandez* und *Lefebvre* fielen, weil diese drei am heftigsten die theologische Begründung der Vorlage angegriffen hatten.

Wo setzt das Erstaunen ein?

Soweit also ist an der ganzen Sache nichts Erstaunliches, nichts Außergewöhnliches, nicht die Spur eines Ärgernisses. Ich habe das so breit geschildert, um ein wirklich objektives Urteil zu ermöglichen.

Von hier ab setzt nämlich erst der eigentliche Anlaß der Erregung ein. Doch nochmals muß ich eine Einschränkung beifügen. Die beiden Briefe *Msr. Felicis*, des Generalsekretärs, berufen sich nicht auf einen ausdrücklichen Befehl des Papstes. Sie lassen nur durchblicken, daß sie der Ansicht des Papstes entsprechen. Der Brief über die Judenerklärung beruft sich auf die Führungsgremien, deren Spitzen *Kardinal Tisserant* und *Kardinal Cicognani* darstellen. Der Brief über die Erklärung zur religiösen Freiheit hingegen beruft sich nur auf die Koordinierungskommission, deren Spitze *Kardinal Cicognani* ist. Beide Briefe enthalten richtige Weisungen, das heißt sie befehlen, in beiden Fragen gemischte Kommissionen einzusetzen, sie be-

fehlen, die Judenerklärung dem Kirchenschema einzugliedern, sie befehlen, in die gemischte Kommission für religiöse Freiheit die drei genannten Oppositionellen und Bischof Colombo einzufügen.

▷ Man kann sich fragen, ob unter den geschilderten Umständen der Chef der Koordinierungskommission die Vollmacht besitzt, solche Befehle zu erteilen! Bekanntlich ist das «Regolamento» – darüber wurde schon oft geklagt – in der Vollmachtenfrage der Führungsorgane äußerst unklar. Kein Mensch kennt sich hier aus. Man erinnert sich, daß bereits im vergangenen Jahr das Konzil (bei den fünf Fragen der Moderatoren zum Kapitel über die Hierarchie im Kirchenschema) durch diese Unklarheit an höchster Stelle wochenlang aufgehalten wurde. Trotzdem hat niemand diesen Hemmschuh beseitigt! Eigentlich sollte sich niemand wundern, daß aus der gleichen Unklarheit sich jetzt neue Komplikationen ergaben. Ich habe schon letztes Jahr und in meinem Konzilsbüchlein auf diesen Strukturfehler hingewiesen. Die Ereignisse der letzten Woche bestätigen ihn!

▷ Wie immer es aber auch mit der Vollmachtenfrage im streng rechtlichen Sinn sein mag, jedenfalls widerspricht das Vorgehen eindeutig den Vorschriften des «Regolamento» für das normale Verfahren bei der Bildung von gemischten Kommissionen. Der hier anzuführende Artikel 58 § 2 lautet¹:

«Wenn die Abänderungsvorschläge (der Konzilsväter) zwei oder mehrere Kommissionen angehen, bestimmt der Moderator, welchen Kommissionen sie zugestellt werden, damit diese eine gemeinsame Überprüfung vornehmen. In diesem Fall präsidieren in der gemischten Kommission – nach den Regeln der Präzedenz – der Präses und der Vizepräses der beteiligten Kommissionen, wenn nicht der Papst einen besonderen Präsidenten für die gemischte Kommission einsetzt.» Paragraph 3: «Der Generalsekretär sammelt die Verbesserungsvorschläge und übergibt sie der Kommission oder den Kommissionen nach der Anweisung des Moderators.»

Die Anweisung ist vollkommen klar. Der Präses der Koordinationskommission hat hier nichts zu befehlen, es sei denn, er hätte dazu den ausdrücklichen Befehl vom Hl. Vater erhalten. Die Ausflucht, alle Moderatoren seien Mitglieder der Koordinierungskommission, erscheint äußerst dürftig.

Deshalb hat sich der Brief der 17 Kardinäle, die am 11. Oktober bei *Kardinal Frings* versammelt waren, an den Papst auch auf diesen Artikel 58, § 2 der Geschäftsordnung berufen. Beide Anweisungen *Cicognanis* stehen mit der Geschäftsordnung in Widerspruch. Nun, Sie wissen, der Papst hat beide Briefe für nichtig erklärt.

Resultate

Das heißt natürlich nicht, daß beide Probleme (zumal das über die Judenfrage) so bleiben werden, wie sie sind. Das Sekretariat arbeitet an der Verbesserung beider Texte, es hat auch das Recht, andere Periti oder Bischöfe von sich aus zur Beratung beizuziehen. Einen Fall haben wir eben kennengelernt, es können weitere folgen, denn selbstredend sucht man eine möglichst große Mehrheit im Konzil zu erreichen. Es kann auch sein, daß das Konzil befragt werden wird, wo die Judenerklärung unterzubringen ist, beziehungsweise ob man auf einer gesonderten Erklärung beharrt.

Überschauen wir das Ganze dieser aufregenden Tage, müssen wir die Frage nach ihrem Ergebnis stellen. Einen Punkt habe ich eben schon genannt. Einen zweiten möchte ich beifügen, indem ich an den Anfang dieses Beitrages zurückgreife.

Es ist manchen römischen Kreisen ebenso unverständlich, weshalb sich die Weltöffentlichkeit über dieses Vorgehen so aufregen konnte, wie es uns unverständlich ist, daß so vorgegangen wurde. Sie erinnern sich gewiß an den erregten Disput

¹ «Le Monde» hat hier den Text von 1962 erwischt, der durch die zweite Ausgabe von 1963 überholt ist.

Frings - Ottaviani vom letzten Jahr über das Vorgehen des Hl. Offiziums. Das gleiche Nichtverstehenkönnen hier und dort! Sind das zwei Mentalitäten, die sich einfach nicht finden können? Und worin besteht der Unterschied? Ist es nicht so, daß an Fürstenhöfen in der Zeit des Absolutismus solche Geschichten, wie diese hier, durchaus nichts Absonderliches waren? Nun, hier herrscht eben noch diese Atmosphäre. Sie ist nicht notwendig mit dem Primat des Papstes gegeben – die Orientalen werden nicht müde, uns das einzuschärfen. Aber es läßt sich nicht leugnen, daß, nachdem einmal Primat und Mentalität des absoluten Herrschertums sich in einer Symbiose verbunden haben, beide nur äußerst schwer voneinander zu trennen sind. Die Bischöfe hat dieses Ereignis sehr nachdenklich gemacht. Sie werden nicht nachlassen, sich darum zu bemühen, daß die Reform der Römischen Kurie im Sinn der Kollegialität, wie sie das Kirchen- und das Bischofsschema zeichnet, wenigstens ihren greifbaren und einschneidenden Anfang genommen hat, bevor das Konzil beendet ist. Es ist wohl nicht übertrieben, zu sagen, daß davon Erfolg oder Mißerfolg des ganzen Konzils abhängen werden. Nochmals ein Grund, nicht zu schnell dem Ende zuzueilen.

Das Schema von der Offenbarung

Lassen Sie mich wenigstens noch ein Wort über das Schema von der Offenbarung sagen. Es trifft nur halb zu, wenn man sagt, daß der Sinn des ursprünglichen Textes verändert wurde, indem man den Schulstreit, der diesen beherrschte, offen ließ und an seine Stelle ein Dekret über das Wesen und die Wirklichkeit der Offenbarung Gottes in der Heilsgeschichte setzte. Man hat das tatsächlich getan, aber indem man es tat, lockerte man den festgefahrenen und in einen Engpaß geratenen Schulstreit auf und bahnte, ohne dies auszusprechen, seine Lösung von umfassenderer Sicht her an. Lassen Sie mich das in ein paar kurzen Punkten ausführen.

1. Die Offenbarung Gottes in der Heilsgeschichte zeigt das Schema nicht mehr in der üblichen Weise als die Kundgabe einer Reihe von mehr oder weniger miteinander verbundenen Wahrheiten, die der Verstand von sich allein nicht oder nicht leicht erreichen könnte. Eine solche Kundgabe ist in der Offenbarung gewiß auch enthalten. Doch wird sie durch eine solche Schau allzusehr eingeschränkt. Das Schema schildert die Offenbarung als ein ständiges Miteinander des Wirkens Gottes und seines Wortes, die sich nicht voneinander trennen lassen. Es braucht das Wirken Gottes, damit zum Beispiel der Mensch wirklich erlöst werde durch die Menschwerdung und den Tod Jesu. Es braucht aber ebenso das Wort Gottes, damit dieses Wirken im Glauben überhaupt verstanden werden kann. Ohne das Wort möchte der Tod Christi als das Scheitern seines Wirkens oder gar als der Beweis der Falschheit seines Anspruchs angesehen werden.

2. So ist Offenbarung in ihrem eigentlichen Sinn und Kern immer lebendige Selbstmitteilung Gottes, und zwar teilt sich Gott keineswegs bloß dem Verstand mit, sondern dem ganzen Menschen, er wird mit ihm zu einer Einheit des Lebens.

3. Sie hat ihren Höhepunkt und ihre Mitte in Jesus Christus. In seiner Menschwerdung, seinem erlösenden Tod, seiner Auferstehung und Erhöhung. Keine weitere, keine höhere Offenbarung ist zu erwarten, und in diesem Sinn ist mit Jesus Christus die Offenbarung abgeschlossen.

4. Trotzdem geht sie anders gesehen weiter, indem sie nun durch die von ihm eingesetzte und belebte, mit ihm vereinte Kirche allen Menschen übermittelt wird. Die Kirche, die eine Erweiterung Christi in die Dimension der Geschichte und in die Breite der Menschengemeinschaft darstellt, ist so ständige Offenbarung Gottes. Zu ihrer Konstituierung

gehören die Bücher der Hl. Schrift, die aus ihr nicht herausgelöst werden dürfen. Sie sind ein Teil ihrer eigenen Offenbarung. Die Kirche kann nach dem Willen ihres Stifters nicht sein ohne die Hl. Schrift, aber auch umgekehrt die Schrift nicht ohne die Kirche. Wie Wort und Werk in der Offenbarung überhaupt, gehören beide zusammen.

5. Aus dieser Einheit erklärt sich, daß in der Auslegung des Wortes der Schrift die bloß exegetische Analyse, so wichtig sie ohne Zweifel ist, nicht hinreicht zu ihrer vollen Ausschöpfung. Vielmehr ist es der Geist Christi, der in der Welt lebt, der zu dieser stets fortschreitenden Erfassung der hier niedergelegten Mitteilung Gottes führt. Deshalb spricht das Schema erstmals in einem Konzilsdekret von dieser Entwicklung des Glaubens oder der Tradition, für die es zwei Wege angibt: die Meditation (wozu auch die theologische Arbeit gehört) und die «Erfahrung der geistlichen Realitäten». Die Schutzmauer, daß hier nicht in Täuschung und Subjektivismus abgeglitten wird, bildet die kirchliche Autorität. Das Schema läßt die übliche Unterscheidung von nächster und entfernter Glaubensregel fallen. *Pater Congar* meint dazu, das Lehramt sei viel eher «Richter» über die Interpretationen, die man dem Glaubensgut gibt, als nächste «Regel» des Glaubens. «Regel» des Glaubens ist einzig das Glaubensgut selbst.

Wenn man in dieser lebendigen Schau die Offenbarung betrachtet, dann wird erstens ihr Sinn klarer: Gott teilt sich (nicht nur intellektuell) dem Menschen mit. Zugleich wird auf diese Weise der Sinn der Kirche erhellt und in ihr der Hl. Schrift. Fast von selbst scheint sich daraus zu ergeben, daß – wenn schon Gott inspirierte Bücher der Kirche übergab, als formelles Wort – darin auch alle geoffenbarte Wahrheit in irgendeiner Weise enthalten sein muß. Der Tradition geschieht damit kein Eintrag, was doch bisher die Verteidiger der Tradition mit «getrennten» Glaubenswahrheiten immer befürchteten!

Um die Freiheit der Exegeten

Ich habe bis jetzt nur von den beiden ersten Kapiteln gesprochen. Es folgen noch vier weitere. Sie befassen sich alle mit der Hl. Schrift allein (ihrer Inspiration, dem Alten und Neuen Testament und mit der Hl. Schrift im Leben der Kirche). Hier kommen auch die heutigen Exegese-probleme zur Behandlung. Ein wenig zaghaft vielleicht, zumal was die Formgeschichte im Neuen Testament betrifft. Doch dürfte hier der Text nach der Intervention des von allen hochgeschätzten englischen *Benediktinerabtes Butler* entschieden mutiger werden. Lesen Sie seine Worte: «Wir alle wissen um die Besorgnisse derer, die fürchten, daß wir die notwendige historische Basis für unseren Glauben verlieren, wie auch jener, die den Exegeten alle ihnen gebührende Freiheit wünschen.» Ein Wort zu dieser Freiheit.

► Die Geschichtlichkeit der Evangelien kann einmal im Lichte des Glaubens gesehen werden: da sind die Evangelien als inspiriert zu betrachten. Andererseits muß auch auf die Evangelien der Begriff der «literarischen Arten» angewandt werden. Und wie sich dadurch viele Schwierigkeiten im Alten Testament lösten, kann es auch in den Evangelien geschehen.

► Die Geschichtlichkeit der Evangelien gehört zu den «*praebambula fidei*», sie ist also eine Frage der Apologetik. Darum soll man sie nicht zu den Glaubensdogmen zählen. Es wäre daher sehr bedauerlich, wenn wir den Anschein erweckten, als ob der Exeget in seiner wissenschaftlichen Arbeit nicht frei wäre.

► Weiter ist zu fragen, ob nicht der Satz des Schemas verbessert werden sollte, der sagt: «Die Evangelisten schrieben immer so, daß sie keine erdichteten, aus der schöpferischen Kraft der Urgemeinde stammenden Dinge, sondern nur wahre und echte Informationen über Jesus uns mitteilten.» Wir wissen weder aus dem Glauben noch aus der Wissenschaft, daß die Evangelisten niemals eine solche Literaturgattung angewandt haben, die wir heutzutage als «Dichtung» bezeichnen würden – wie es im Alten Testament oft geschah. Warum also nicht auch im Neuen Testa-

ment? Daher müßte der obige Satz wenigstens lauten: «... keine rein erdichteten Dinge, die aus der bloßen Schöpferkraft ... stammen ... über Jesus entsprechend der literarischen Art der Evangelien ...»

Sie sehen, aus einem solchen Text würde eine große Freiheit der Exegeten folgen in bezug auf die Kindheitsgeschichten Jesu, auf manche Erzählung über die Erscheinungen nach der Auferstehung usw. Butler schloß seine Ausführungen mit den Worten: «Wir wünschen keine Beschwichtigungen für Kinder, indem wir vor der Wahrheit die Augen verschließen, sondern eine wahrhaft kritische Gelehrsamkeit, die uns befähigt, mit den nichtkatholischen Exegeten in einen wirklichen Dialog zu treten.» Bei dem hohen Ansehen, das der Benediktinerabt im Konzil genießt, zweifle ich nicht, daß seine Ausführungen in dem verbesserten Text ihren Niederschlag finden werden.

Die «neuen» Vorlagen

▷ Entschuldigen Sie, wenn ich nun von den folgenden Vorlagen, die behandelt wurden, einen näheren Bericht gebe. Es handelt sich von nun ab um Neuland, das vom Konzil erstmals betreten wird. Neuland insofern, als die Schemata erstmals in den Generalversammlungen zur Sprache kommen, Neuland auch insofern, als die hier behandelten Gegenstände noch nie von einem Konzil behandelt wurden. Neues muß immer erst gelernt werden. Das mag der eine Grund sein, weshalb nun plötzlich das Niveau sinkt. Ein zweiter ist aber weit bedeutsamer: die nun folgenden Schemata sind alle verstümmelte Gebilde. Sie wurden aller Schönheit und Fülle beraubt, fast nur Skelette sind übrig. Das geschah im Interesse eines rascheren Fortschrittes des Konzils. Ich verstehe das durchaus, wo es sich um vielleicht «an sich» wichtige Sachen handelt, die aber doch im Rahmen dieses Konzils keinen ersten Platz beanspruchen können. Ich verstehe es nicht bei einer Frage wie dem Laienapostolat,

das heute in einem «Seelsorgskonzil» gewiß – und von niemand bestritten – einen ersten Rang beanspruchen kann. Man hat einfach ohne Unterschied alle kurzgeschoren! Nun, ich denke, es ist oft genug protestiert worden. Die Sache wird sich ändern. Auch dem Bischofsschema sind ja inzwischen die Haare wieder gewachsen. Andererseits will ich gar nicht leugnen, daß sich in dem Laienschema prächtige Ansätze finden, und daß es in der Durchsichtigkeit des Aufbaus vom letzten zu diesem Entwurf wesentlich gewonnen hat. Einer näheren Analyse aber wollen wir es erst, mitsamt der jetzigen Aussprache, unterziehen, wenn es wieder anständig angezogen ist.

▷ Woher es wohl kommt, daß der Konzilskommission keine befriedigende Aussage über die Priester gelingen mag? Schon vor einem Jahr hat das Konzil eine «Botschaft an die Priester» entworfen und verworfen. Sie kam nicht einmal bis zur Abstimmung. Jetzt lagen Propositiones, das heißt Richtlinien, vor. Dazu sollte erneut eine Botschaft erlassen werden. Offenbar hielt die Kommission ihre Leitsätze für gut. Ruffini war auch begeistert, freilich fand sogar er, sie moralisierten etwas zu viel. Um der Verhandlung einen etwas festlichen Rahmen zu geben, wurden Pfarrer eingeladen aus aller Welt. (In Österreich wurden sie durch das Los bestimmt!) Aber das Ganze wurde ein schrecklicher Mißerfolg. Die Leitsätze erlebten eine vernichtende Kritik und fielen gleich in der ersten Abstimmung haushoch durch. Von der Botschaft redet kein Mensch mehr. Wäre es nicht gut, wenn man einmal nachschauen würde, wer da in der Kommission sitzt? Ich schlage die Seite nicht auf – aber wir kämen da auf das gleiche Problem wie am Anfang unseres Artikels, da wir von den beiden Mentalitäten sprachen, die einander nicht verstehen können. Da liegt eben doch ein Angelpunkt dieses Übergangskonzils.

Mario von Galli

KOMMENTARE

Paul VI. am Eucharistischen Weltkongreß (Bombay 28. November – 6. Dezember)

Papst Paul VI. hat seine Homilie bei der Heiligsprechung der afrikanischen Martyrer von Uganda zum Anlaß genommen, seine Reise nach Indien bekannt zu geben. In rednerisch großartiger Weise leitete der Heilige Vater von der Würdigung der neuen Heiligen und der afrikanischen Kirche über zu den erwachenden Völkern überhaupt und sprach dann von der Pflicht, sich ihnen im Dialog zu nähern und ihnen den Zugang zu Christus zu erleichtern, wenn sie diesen freiwillig wollten. Der Papst fuhr dann fort: diese Überzeugung sei so stark geworden, daß er die Gelegenheit, ja die Einladung nicht zurückweisen dürfe, sich mit einem großen Volk zu treffen, das gleichsam die unübersehbare Bevölkerung Asiens vertrete. «Deshalb, meine Brüder, teilen wir euch mit, daß wir uns entschlossen haben, am bevorstehenden Eucharistischen Weltkongreß in Bombay teilzunehmen.»

Die stark applaudierte Bekanntmachung dieser zweiten Übersee-Reise Pauls VI. hat für manche nur mehr einen rhetorischen Überraschungseffekt. Allzu viele lahme kuriale Dementis haben es seit mehr als einem Jahr immer glaubhafter gemacht, daß der Papst diese Reise aus ganzem Herzen wünsche. Als in seinem Auftrag vor einigen Wochen zwei römische Prälaten in Bombay erschienen, um sich über den Stand der Kongreßvorbereitungen zu informieren, und dann prompt die indische Regierung ihre Einladung an den Hl. Vater erneuerte, da war der Ausgang dieses offenbar (und leider) unvermeidlichen diplomatischen Spiels auch einem simplen Eidgenossen klar.

Warum Bombay?

Dieser Entschluß steht in Einklang mit den Gedanken, die Paul VI. kürzlich in seinem Rundschreiben über die

Kirche dargelegt und in der oben zitierten Homilie wieder aufgenommen hat. Die Teilnahme am Eucharistischen Weltkongreß an den Toren Asiens entspricht auch dem Geist des ökumenischen Konzils und dem von Johannes XXIII. geforderten «aggiornamento». «Diese Reise», so sagt Paul VI., «ist zwar den bisherigen Gewohnheiten des Päpstlichen Amtes, aber nicht der Natur, ja dem Auftrag unseres Apostolischen Dienstes fremd.» Der Missionsbefehl verpflichtete ihn. «Si, il Papa si fa missionario, das heißt Apostel, Zeuge, Hirte unterwegs.»

Bedenken

Als nach dem glanzvollen Verlauf des Kongresses von München im Sommer 1960 bekannt wurde, daß Papst Johannes XXIII. die indische Hafenstadt Bombay zum nächsten Kongreßort bestimmt habe, hielten viele diese Wahl für ein großes Wagnis. Die bayerische Hauptstadt hatte als Zentrum einer alten christlichen Kulturlandschaft dem Weltkongreß einen eindrucksmächtigen und fruchtbaren Hintergrund geboten. Gewaltige Scharen von Gläubigen waren zusammengeströmt und wurden mit dem Einsatz aller technischen Mittel (in diskreter Weise) gelenkt und zu einem Kirchenvolk gesammelt, das in dieser «statio orbis» zusammenstand, zusammen betete und opferte. Der geistige Gehalt des Kongresses mit seinen liturgischen Feiern und internationalen Treffen war echt und groß. München war ein Ereignis gewesen. Würde Bombay, seine nur 200 000 Katholiken und sein Kardinal-Erzbischof, imstande sein, die großartige Reihe Eucharistischer Weltkongresse von Barcelona, Rio de Janeiro und München würdig fortzusetzen? Bedenken aller Art wurden anfangs ausgesprochen: Zum erstenmal werde ein solcher Kongreß in einem eigentlichen Missionsland abgehalten. Würde die nicht-christliche Bevölkerung ein öffentliches Glaubensbekenntnis der katholischen Minderheit nicht als Provokation empfinden? Würde diese Kirche am Rande der Christenheit genügend Gäste und Delegierte aus den christlichen Ländern herbeirufen können, um den internationalen Charakter des Kongresses zu wahren, und andererseits diesen auch jene innere Bereicherung gewährleisten, die eine solche religiöse Veranstaltung zum Hauptziel haben muß?

Die Antwort

Auf diese und ähnliche Bedenken selbst gutmeinender Freunde hat *Kardinal Valerian Gracias* als Oberhirt von Bombay zur Antwort gegeben: «Wir haben diese Aufgabe nicht selbst gewählt, wenn auch dankbar angenommen. Sie wurde angenommen, weil wir im Geiste des Vertrauens mit Papst Johannes geglaubt haben und mit Papst Paul zu glauben fortfahren, daß ein internationales Ereignis dieser Art, das in seinen Zielen ja wesentlich religiös ist, sicher zum Fortschritt unserer Kirche in Indien und auch zur Festigung der sittlichen und geistigen Werte bei einem Volk beitragen wird, das seit Jahrhunderten für seine Religiösität bekannt ist.»

So wurde im November 1962 die nähere Kongreß-Vorbereitung mit der Errichtung von 40 Sonderkomitees begonnen, die sich nun den vielschichtigen Problemen geistiger, technischer und finanzieller Art widmen sollten.

Vielleicht haben manche Mitarbeiter und Helfer anfangs dem indischen Hang, großartige und oft unrealistische Pläne zu schmieden und zu diskutieren, etwas zu viel nachgegeben. Als Kardinal Gracias von der 2. Konzils-Session in seine Bischofsstadt heimkehrte, gab er jedenfalls seiner Mannschaft die Losung bekannt: «Alle Mann auf Deck.» Man möge jetzt, ein Jahr vor Kongreßbeginn, zwar nicht weniger denken, aber kürzer diskutieren und mehr handeln. Vor allem aber war der Zeitpunkt gekommen, nun den Kontakt mit der Zentralregierung in Delhi und den Behörden in Bombay aufzunehmen und ihre aktive Mithilfe für die Lösung der inzwischen festgestellten Probleme zu suchen, also Fragen der Einreise- und Importbewilligungen, der Unterkunft, Verpflegung, Hygiene, des Transportes, der Sicherheit, der Publizität.

Nun ging es, wie Kardinal Gracias ausführte, mehr als nur um Wohlwollen, wie es etwa die Stadtverwaltung mit der Überlassung des «Oval», des schönsten und bestgelegenen Platzes der Hafenstadt, gezeigt hatte. «Das wichtigste Mittel zur erfolgreichen Durchführung des Eucharistischen Kongresses besteht darin, den guten Willen der Regierung, der Behörden und der ganzen Bevölkerung, ob christlich oder nicht, zu gewinnen. Alle müssen deshalb von der Einzigartigkeit dieses Ereignisses und von seinen Auswirkungen auf das kulturelle und moralische Leben unseres Landes überzeugt werden ... Die jungen Nationen bemühen sich, ein neues Leben zu führen und ihren besonderen Beitrag an der neuen Welt zu leisten. Unter ihnen Indien, das die alte Weisheit bewahrt hat, wonach jede Erneuerung mit der Selbsterneuerung beginnen muß. Mit einer wahren Selbsterneuerung ihrer Glieder, die ja mitten unter den Völkern leben, kann die katholische Kirche einen richtungweisenden Beitrag zu deren Zukunft leisten und zur Zukunft der ganzen Welt. Eine der beiden Losungen des Kongresses lautet deshalb: Ordnet euer Leben in Liebe.» Der Kardinal sprach dann die Hoffnung aus, daß sich Indien zur vollen Höhe seiner besten Traditionen der Gastfreundschaft und Hilfsbereitschaft aufschwingen werde.

Wie heute feststeht, hat sich Kardinal Gracias nicht getäuscht. Die indische Regierung hat in jeder Weise durch Erleichterungen, Vergünstigungen, Bereitstellung von Personal und Material zur Lösung der technischen Probleme beigetragen. *P. Balaguer SJ*, der gewandte Generalsekretär des Organisationskomitees, durfte ohne allzu offensichtliche Schmeichelei feststellen: «Allen Beamten, ohne Unterschied ihrer religiösen und regionalen Zugehörigkeit, scheint der Eucharistische Kongreß nicht nur eine wichtige Funktion, die Pflichterfüllung erfordert, sondern ein Ereignis von großer und allgemeiner Bedeutung, von dessen Erfolg der gute Ruf des Landes abhängen wird und zu dessen glänzender Durchführung beitragen zu können sie sich geehrt fühlen ... So wird also Bombay nicht nur ein schweigender und respektvoller Zuschauer sein, sondern ein eifriger Gastgeber, der die Tausende von den Enden der Welt willkommen heißt, die hier ihren Glauben an Gott und seine Herrschaft bezeugen wollen.»

Diese Gesinnung wurde in den letzten Monaten auch von der Bevölkerung unter Beweis gestellt, als die Organisatoren sich zur Unterbringung der ausländischen Teilnehmer an private Kreise wenden mußten. *Sir Fazal Rahimtoola* rief seinen Mitbürgern als Präsident der Sonderkommission für private

Unterkünfte zu: «Bombay ist mit Recht als Kongreß-Stadt gewählt worden. Es ist für die kosmopolitische Gesinnung seiner Bewohner bekannt. Wir haben ohne Rücksicht auf Rasse, Farbe und Religion friedlich zusammengelebt. Wir betrachten Kardinal Gracias als einen der Unseren und werden ihm helfen, diese Aufgabe zu erfüllen. Es wird uns ein Vergnügen sein, unseren ausländischen Gästen einen angenehmen Aufenthalt zu bieten. Wir Inder glauben daran, daß es beglückt und Glück bringt, Gastfreundschaft zu pflegen. Diese ist ein wichtiger Bestandteil unserer Kultur. Es ist sprichwörtlich, daß sie in Indien selbst um den Preis eigenen Verzichts gewährt wird.»

So besteht kein Zweifel, daß – trotz einiger Störversuche – die Behörden und die maßgebenden Kreise der Bevölkerung der großen Feier ihrer katholischen Mitbürger mit aller Sympathie, Aufgeschlossenheit und auch echter Hilfsbereitschaft gegenüberstehen. Bombay ist stolz auf den bevorstehenden Besuch des Papstes und es erwartet mit wohlwollender Neugierde das große eucharistische Gastmahl und das Selbstzeugnis unserer Kirche.

Thema und Programm

Die Eucharistischen Kongresse entsprangen dem Bestreben, die Kirche aus dem Geheimnis der Eucharistie zu erneuern. Das Ziel ist durch die Jahrzehnte das gleiche geblieben, aber seine praktische Verwirklichung hat sich unter dem Einfluß der religiösen und liturgischen Bewegung gewandelt. Zuerst stand der Gedanke der Abwehr des Laizismus und der Entchristlichung im Vordergrund. Die Teilnehmer betrachteten Anbetungsstunden und Sühneandachten als die Höhepunkte der eucharistischen Frömmigkeit. Später wurde der Empfang der Kommunion das Herz der Liturgie. Heute steht das Meßopfer im Mittelpunkt. Das Volk Gottes schart sich um den Altar, um das Wort des Heils und die Gnade Christi neu in sich aufzunehmen und in die Welt hinauszutragen.

Dieses neue Verständnis hat schon in München einen denkwürdigen Ausdruck gefunden. Es sollte in Bombay am Ende der dritten Konzilsperiode natürlich weitergeführt werden, indem der Kongreß sich die neuen Formen der Liturgie (wie etwa die Konzelebration) zu eigen macht. Dabei steht die Kirche mit ihrem Zeugnis und ihren Riten erstmals bei einem Eucharistischen Weltkongreß vor dem Angesicht eines Missionsvolkes und soll also in verständlicher Weise zu ihm sprechen. Indien und alle Entwicklungsländer stehen in einer ungeheuren Krise geistiger und wirtschaftlicher Wandlungen. Sie nehmen ihre Geschichte in die eigene Hand. Sie suchen Licht und Kraft in ihrer Vergangenheit und schauen doch ratsuchend über ihre Eigenart und ihre Grenzen hinaus. Werden ihnen Papst, Bischöfe und Gläubige – am Kongreß vereint – durch ihre Worte, Taten und Haltungen das Wesentlichste an der christlichen Botschaft verständlich und schätzenswert machen können? Um die Größe und besondere Schwierigkeit dieser Aufgabe abmessen zu können, muß man das Ausmaß der Armut und des Elends von Millionen Menschen in Bombay und Indien erlebt haben. Man hat dieses Land das größte Armenhaus der Welt genannt und Nehru hat die «Not der darbenenden Millionen» stets als das größte Problem seines Vaterlandes bezeichnet. In dieser Umgebung findet nun der 38. Eucharistische Weltkongreß statt. Die imposanten öffentlichen Bauten und eleganten Wohnblöcke in unmittelbarer Nähe des «Oval», wo die Hauptfeiern durchgeführt werden, können die überfüllten Quartiere und die Misere der Slums nicht verdecken. Jedenfalls dürfen wir Christen bei dieser Gelegenheit nicht in Autos an ihnen vorüberflitzen, unsere Prozessionen bedachtsam an ihnen vorbeiführen, uns zu festlichem Tun von ihrer Armut isolieren und schließlich mit Aufwand an Gold und barockem Prunk im Herzen dieser Stadt den Gottmenschen verehren, der von sich sagte, was Abertausende in Bombay jede Nacht erleiden: «Der Menschensohn hat nichts, wohin er sein Haupt legen könnte.»

Diese Aufgabe, zeitgemäß, missionarisch und «armenösig» zu sein, ist nur allmählich fühlbar geworden. In dessen haben die Organisatoren von Anfang an sich bemüht, den Kongreß so zu planen, daß er in die konkrete Situation hineinpaßt. Thema und Programm sind aus dieser dreifachen Deutung gestaltet worden, wie *P. J. Neuner SJ*, einer der angesehensten Theologen Indiens, versichert. Das Thema lautet: «Die Eucharistie und der neue Mensch», das Motto: «Ordnet euer Leben in Liebe.» Beide beruhen auf dem vierten Kapitel des Epheserbriefes, das vom neuen Menschen spricht und dessen Grundhaltungen entwickelt. Mit dem Hinweis auf das Kreuzopfer (Eph 5,1) ist die Verbindung zur Eucharistie gegeben: Der neue Mensch ist nicht nur nach Christi Urbild geformt, sondern lebt aus ihm.

► Das Thema ist in seiner ganzen Fülle nur den Gläubigen zugänglich, aber es kann doch auch in der nichtchristlichen Welt ein Echo wecken. Es gibt ihr Antwort auf die Frage nach dem Sinn des Daseins und Leitbilder sittlicher Lebensführung.

► Das Programm sieht vor, daß an jedem Tag in der abendlichen Liturgiefeyer ein Sakrament gespendet wird, während in den morgendlichen Versammlungen entsprechende Lehrstücke und Zeitprobleme behandelt werden. So folgen der Reihe nach: Glaube und Taufe, Gemeinschaft und Kommunion, Heiligung und Priesterweihe, Sünde, Leid und Krankensegnung, Familie und Ehesakrament. Am 4. Tag, dem 3. Dezember und Fest des Hl. Franz Xaver, wird das missionarische Zeugnis der Kirche behandelt und abends soll die Weihe von fünf Bischöfen aus den fünf Kontinenten stattfinden. Wie es scheint, wird der Heilige Vater an diesem Tag in Bombay weilen und die Weihe spenden.

Mit der Betonung des Gesetzes der Liebe spricht der Kongreß auch ein Wort in die Welt der Armen, wobei er konsequenterweise diese einladen und aufsuchen wird. Seit Monaten sind Vorbereitungen für größere Hilfsaktionen getroffen worden, bei denen möglichst viele Kongreßteilnehmer ganz persönlich mitwirken sollen, und zwar durch einen echten Dienst nach dem Vorbild der Fußwaschung im Abendmahlssaal. Nicht das Almosen wird gesucht, sondern die Diakonie.

Der Heilige Vater hat seit Beginn der Kongreßplanung darauf gedrängt, daß dieser dem Genius Indiens entsprechend «einen spirituellen Charakter» haben soll. Er warnte vor äußerem Prunk und Triumphalismus. In seiner Ankündigung vom Missions-Sonntag hat er deshalb konsequent gesagt, seine Reise werde «sehr einfach» sein. Um jede Gefahr zu vermeiden, daß seine ungewohnte Anwesenheit die Verehrung des Allerheiligsten Sakramentes beeinträchtigen könnte, dürfte Papst Paul am Schlußtag des Kongresses nicht mehr in Indien weilen.

Es ist zu hoffen, daß die Intentionen des Heiligen Vaters nicht durchkreuzt werden von jenen, die ein Interesse daran haben, aus seiner erstmaligen Indienreise eine Sensation zu machen. Bei allem Verständnis für die Leute von Fernsehen, Film, Radio und Presse möchte man wünschen, daß sie sich zurückhaltender zeigen als bei der Reise ins Heilige Land. Sonst werden die einfachen Hindus auf den Straßen Bombays noch glauben, wir Katholiken verehrten im Papst einen menschengewordenen Gott, so wie sie es aus ihren Mythologien her gewohnt sind. Es wird sicher nicht leicht sein, zwischen den Forderungen religiösen Respektes und den nötigen Rücksichten auf die Mentalität des andersgläubigen Publikums den richtigen Ausgleich zu finden. Von kirchlicher Seite ist der ehrliche Wille zum rechten Maßhalten vorhanden.

Die Katholiken Bombays haben den Eucharistischen Kongreß mit staunenswerthem Eifer vorbereitet. Tausende von Freiwilligen haben sich unter großen persönlichen Opfern zur Verfügung gestellt, um als Sänger, Ordner, Führer, Helfer zu seinem Erfolg beizutragen. Die Pfarreien haben ihre Sakristeien gründlich modernisiert, die Kirchen renoviert, das Vereinsleben aktiviert, aber vor allem viel und fromm um den Segen Gottes gebetet. So haben sie sich gerüstet zum großen Gastmahl, zu dem sie den katholischen Erdkreis geladen haben und an dem sie nun als erste den Heiligen Vater als Ehrengast erwarten dürfen.

Die Schweizer bauten mit

Wer die Geschichte von Katholisch-Bombay kennt, möchte in diesen Tagen wirklich von einem Wunder der Vorsehung sprechen. Vor gut hundert Jahren war die Kirche Bombays durch den unseligen Jurisdiktionsstreit zwischen dem portugiesischen Patronat und der römischen Propaganda-Kongregation (der ja heute noch im Protest Lissabons nachklingt) aufs tiefste erschüttert. Nach dem Wort eines katholischen Regierungsbeamten (*D'Aguiar*) – eines Zeitgenossen jener bedauerlichen Vorgänge – «waren die Katholiken Bombays in tiefste Unwissenheit gesunken. Sie hatten die unterste Stufe der Erniedrigung erreicht und waren ein Gegenstand der Verachtung. Die Kirchen waren vernachlässigt. Beim Gottesdienst herrschte unvorstellbare Unehreerbietigkeit. Schulen gab es keine».

Damals rief der zu Hilfe gerufene Schweizer Missionsbischof *Anastasio Hartmann O. Cap.* seinerseits die eben aus der Heimat vertriebenen Schweizer Jesuiten nach Bombay. Im Jahre 1854 wurden diesen und ihren deutschen Mitbrüdern das nahe *Vikariat Puna* und 1858 auch das *Vikariat Bombay* als Missionsgebiet übertragen. Durch eifrige Seelsorge und gute Schulen, wie etwa das bekannte St. Xaver-Universitätskolleg, durch kluge Mäßigung und möglichste Unparteilichkeit legten sie bis zur Vertreibung während des Ersten Weltkrieges das Fundament, auf dem die spanischen Jesuitenmissionare und schließlich der erstarkte einheimische Klerus die Kirche Bombays zum heutigen geistigen Wohlstand aufgebaut haben. Kardinal *Gracias* selbst ist persönlich den Schweizer Jesuiten Gyr und Schröter, als Führer auf dem Weg zu Bildung und Priestertum, in Dankbarkeit verbunden. Noch leben und arbeiten im nahen Puna einige Veteranen der alten deutsch-schweizerischen Bombay-Mission. Mit ihnen glauben wir, daß der Heilige Vater bei seiner ersten Missionsreise ein wenig auch noch unser Gast ist, weil eine ansehnliche Schar von Schweizern über 60 Jahre an diesem Teil der Kirche mitgebaut hat.

Der 38. Eucharistische Weltkongreß von Bombay wird durch den Papstbesuch ein Ereignis werden, das in die Kirchengeschichte eingehen wird. Möge er auch ein geistiger Wendepunkt werden im Verständnis und Verhältnis zwischen unserer Kirche und den großen Religionsgemeinschaften Asiens.

F. A. Plattner

• Drohen nationale Interessen den Comecon zu spalten?

Die Geschichte der sowjetischen «Wirtschafts-Beziehungen» zu den Satellitenstaaten¹ – eine Geschichte, die noch keineswegs vollständig geschrieben ist – kennzeichnet eine Entwicklung im kommunistischen Lager, die zur Zeit kaum weniger bemerkenswert ist als der Streit Moskau-Peking, wobei allerdings gerade dieser Streit unter dem nunmehr gestürzten Chruschtschow die Wirtschaftspolitik des Ostblocks nicht unwesentlich beeinflusst hat.

Der Beginn enger wirtschaftlicher Bindungen der Oststaaten an die Sowjetunion fällt in die «Blütezeit» der Stalin-Ära und ist wohl am besten durch den Begriff «wirtschaftliche Ausbeutung» charakterisiert. Nach Kriegsende verlangte die UdSSR von Ungarn 200 Millionen Dollar (zahlbar innerhalb von sechs Jahren), von Rumänien 300 Millionen Dollar (zahlbar innerhalb von acht Jahren) als Reparationen, während Polen – als verbündetes Land – ab 1946 für die Dauer der Besetzung Deutschlands an die Sowjetunion Kohle zu einem «Sonderpreis» zu liefern hatte und allein dadurch bis 1956 einen Verlust von rund 500 Millionen erlitt.

Zwar wurden die Reparationsforderungen 1948 im Zeichen der «sozialistischen Zusammenarbeit» gekürzt, jedoch keineswegs gestrichen. Zudem gründete die Sowjetunion in den Ostblockstaaten gemischte Gesellschaften, in die sie beschlagnahmtes deutsches Kapital investierte und sich dabei meist 50% der Anteile sicherte. Alles in allem soll die

Sowjetunion (nach den Schätzungen von S. H. Mendershausen) bis 1956 rund zwanzig Milliarden Dollar aus dem Ostblock eingestrichen haben – ein Faktum, das von den Betroffenen kaum schon vergessen sein dürfte.

Der «Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe» (SEV/COMECON):

Als Gegenschlag zum Marshallplan wurde im Januar 1949 in Moskau der «Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe» (SEV) ins Leben gerufen, dessen offizielles Ziel die wirtschaftliche Entwicklung seiner Mitglieder (UdSSR, Polen, Tschechoslowakei, Ungarn, Rumänien, Bulgarien) war, ein Ziel, für das Stalin jedoch wenig Interesse bekundete. Die Sowjetunion schlug aus diesem wirtschaftlichen Zusammenschluß insofern zusätzlichen Profit, als der Rubel 1950 zur Einheitswährung für den internationalen Handelsverkehr erhoben wurde und sich damit der UdSSR die Möglichkeit bot, bei den bilateralen Abkommen den Wechselkurs nach eigenem Belieben festzusetzen. Die Mitgliederzahl des SEV erweiterte sich durch den Beitritt Albanien 1949 und der DDR 1950 auf acht.

Aber erst nach Stalins Tod, als wirtschaftliche Ergänzung zur Warschauer-Pakt-Organisation, begann der Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe an Bedeutung zu gewinnen. Während das ständige Sekretariat des SEV seinen Sitz in Moskau hat, wurden die Tagungen des Rates nun abwechselungsweise in den Hauptstädten der Mitgliedstaaten abgehalten, um deren Gleichheit zu betonen. Seit 1956 sorgt ein «Beratender Politischer Ausschuß» für die politische Koordinierung. Die enge wirtschaftliche Zusammenarbeit sollte durch eine übernationale Arbeitsteilung gewährleistet werden, wobei sich die DDR auf Präzisionsinstrumente und elektrische Ausrüstung, Polen auf Rollmaterial, Schiffe, Chemikalien und Bergbau, die Tschechoslowakei auf Maschinenbau, Autos, Lokomotiven, Ungarn auf Dieselloks, Motorzüge, Autobusse und Rumänien auf Ölleitungen und Bohrausrüstungen spezialisieren sollten. Das bedeutende wirtschaftliche Übergewicht der UdSSR schien dabei völlig ausreichend, um die «Partner» in Schach zu halten und die gemäß Ratsatzung geforderte Einheit der Beschlüsse zu garantieren. Die Rechnung ging allerdings keineswegs auf, denn mit der Schwächung der Moskauer Diktatur ging ein Erstarren der kommunistischen Nationalstaaten einher, die mehr und mehr ihre nationalen Interessen verfolgen.

Vorerst aber zwangen die Ereignisse in Ungarn und Polen 1956 die sowjetische Regierung zu einer Änderung ihrer überholten Politik gegenüber den Satelliten. Polen wurden Schulden im Betrag von 2,4 Milliarden Rubel (510 Millionen Dollar) erlassen, und die Sowjetunion sah sich gezwungen, vor allem der DDR, Ungarn und Polen größere Kredite einzuräumen, um das gefährdete kommunistische Regime am Leben zu erhalten. Dies war eine ganz entscheidende Wende. Die Ostblockstaaten blieben zwar Milchkühe für die UdSSR (von der strategisch-politischen Bedeutung ganz zu schweigen), aber die Milch wurde zusehends kostspieliger. Die wirtschaftliche Aktivbilanz des Ostblocks für die Sowjetunion sank beträchtlich. Zwar hatte N. S. Chruschtschow bereits auf dem XX. Parteitag (im Februar 1956) behauptet, die Sowjetunion habe den Volksdemokratien Kredite in der Höhe von 21 Milliarden Rubel gewährt. Es dürfte sich jedoch hierbei vorwiegend um Militärkredite gehandelt haben, was sich in der Folgezeit änderte.

Der XX. Parteitag und die sich daraus ergebende zweite Welle der Entstalinisierung zeitigte für Chruschtschow nicht nur die erstrebten innenpolitischen Ergebnisse. Der einstmalige monolithische Block des kommunistischen Gefüges begann plötzlich Risse aufzuweisen. Dabei erwiesen sich nun gewisse wirtschaftliche Bindungen für die Sowjetunion als sehr wertvoll. Die Bedeutung der Tatsache, daß – um nur ein Beispiel zu nennen – Polen 1957 sein gesamtes Erdöl, 78% seines Nickels, 70% des Eisenerzes und 67% der Baumwolle aus der Sowjetunion bezog oder beziehen mußte, kann nicht genügend hervorgehoben werden. Umgekehrt zwangen die neuen Verhältnisse die sowjetische Regierung zu Zuge-

ständnissen an die Mitgliedstaaten des SEV. 1958 erklärte sich Moskau bereit, das Prinzip der Gleichheit der Mitglieder besser zu beachten und Ende 1959 erhielt der Rat für gegenseitige Wirtschaftshilfe eine Satzung, die unter anderem bestimmte, daß Empfehlungen und Entscheidungen des Rates nur mit Zustimmung der betroffenen Mitgliedstaaten angenommen werden können.

Rumänien, das Sorgenkind

Die Differenzen mit Albanien und China führten dazu, daß Albanien seit 1961 an den Tagungen des SEV nicht mehr teilnahm und China keine Beobachter mehr entsandte. Dafür wurde 1962 die Mongolei, höchst wahrscheinlich als Belohnung für ihre prosovietische Stellungnahme, als Mitglied in den SEV aufgenommen. Ein interessanter Präzedenzfall war geboten: man konnte für ideologische Zugeständnisse wirtschaftliche Vorteile einhandeln, kein Wunder, daß auch Jugoslawiens Staatschef Tito seine Stunde für gekommen hielt – und keineswegs nur er.

Rumänien war an einem Wendepunkt seiner Geschichte angelangt. Es hatte sich im Bereich des SEV mit Hilfe sowjetischer Kredite der höchsten Zuwachsrate auf industriell Gebiet erfreut. Die vorgesehene Produktionsspezialisierung innerhalb des SEV drohte jedoch die profitable Schwerindustrie vorwiegend den andern Mitgliedstaaten, insbesondere der DDR und der Tschechoslowakei, zuzuspielen. Das industriell noch unterentwickelte Rumänien sah sich benachteiligt, mehr noch, es fühlte sich bedroht, und so widersetzte sich G. Gheorghiu-Dej diesem Plan. Dies entsprach nun keineswegs den Moskauer Intentionen, wurde doch durch die rumänische Weigerung eines der grundlegendsten Postulate des SEV in Frage gestellt. Chruschtschows Reaktion bestand in Drohungen. In seinem Artikel in der Zeitschrift «Kommunist» ließ er durchblicken, daß die Gelder eines künftigen Investitionsfonds des SEV nur Ländern zugute kommen sollten, die sich mit der geforderten Arbeitsteilung einverstanden erklärten. Die rumänische Regierung antwortete unter geschickter Ausnutzung des Konflikts Moskau-Peking, indem sie durch ihre neutrale Haltung Moskau die geforderte Unterstützung versagte. Sie sandte auch wieder einen Botschafter nach Albanien und bemühte sich im übrigen, ihren Westhandel entschieden auszuweiten. Kein Wunder, daß Chruschtschow es sich nicht leisten konnte, auf dem Moskauer Gipfeltreffen des SEV im Juli 1963 Rumänien die Unterstützung für den Weiterbau seines mächtigen Galatzer Stahlkombinates zu versagen, obwohl Gheorghiu-Dej nach wie vor nichts von der Produktionsspezialisierung wissen wollte.

Die rumänischen Autarkie-Bestrebungen sind den Russen verständlicherweise ein Dorn im Auge, dies um so mehr, als das schlechte Beispiel Schule zu machen droht und auch die Polen kritische Bemerkungen zum SEV hören ließen. Die Sowjetunion wirbt deshalb eifrig für ihre Konzeption, wobei sie sich wohlweislich mit den Beschlüssen des SEV tarnt. Dabei kann sie auf die Unterstützung jener Staaten rechnen, für welche eine Arbeitsteilung im Rahmen des SEV Vorteile verspricht, so vor allem auf die Tschechoslowakei und die DDR.

Die sowjetischen Bemühungen treffen allerdings gelegentlich auf wenig Gegenliebe, besonders wenn sie sich in Ideen wie dem Valev-Plan äußern. Der sowjetische Professor Valev hatte nämlich in der Zeitschrift «Vestnik Moskovskogo Universiteta» (Nr. 2, 1964) einen Plan für die wirtschaftliche Entwicklung des Donauraums vorgelegt, der ein geschlossenes Wirtschaftsgebiet vorsah, zu welchem die UdSSR 8% der Bodenfläche, Rumänien dagegen rund 67% hätten beitragen müssen. Dies wirkte wie Öl ins Feuer! «Die Staatsgebiete, die E. B. Valev in seine Kombinationen einbezieht, werden so behandelt, als wären sie Niemandsland und nicht Teile souveräner Staaten, so, als ob Staatsgrenzen im angeblichen Interesse des sozialistischen Weltsystems verletzt werden könnten ... Müssen wir dem Autor erneut in Erinnerung bringen, daß zwei Drittel des Territoriums, von dem er schreibt, Bestandteil der ru-

mänischen Volksrepublik sind? Über dieses Territorium hat niemand, weder im allgemeinen noch im Detail, Spekulationen anzustellen, sofern er nicht von der rumänischen Regierung dazu ermächtigt worden ist», hieß es unter anderem in der rumänischen «Viata Economica» (12. 6. 1964). Die sowjetische Regierung sah sich daraufhin gezwungen, sich in einem Artikel der «Izvestija» (3. 7. 1964) von Valevs Ausführungen zu distanzieren und die Festigung «der wirtschaftlichen Bande mit den Bruderländern auf der Grundlage der Prinzipien der vollen Gleichheit und Souveränität» zu betonen.

Verstärkung der Zusammenarbeit – der Weg zu neuen Erfolgen

Unter diesem Titel befaßte sich O. Bogomolov in einem großen Artikel in der «Prawda» (Nr. 217/4.8.1964) erneut mit den Problemen des SEV. Er vergißt dabei nicht, auf die erreichten Resultate und Erfolge hinzuweisen, wobei die Errichtung der weltgrößten Erdölraffinerie «Drushba» (Freundschaft), welche die «Basis für die Entwicklung einer modernen erdöl-chemischen Industrie in der DDR, Polen, der Tschechoslowakei und Ungarn schafft», besonders herausgestrichen wird. Nach den Angaben des Autors umfaßt der Handel innerhalb des SEV mehr als 60% des gesamten Außenhandels. Der Gesamtwert der in den Jahren 1951 bis 1963 zwischen diesen Ländern ausgetauschten Waren stieg um das 4,3fache und erreichte 1963 zehn Milliarden Rubel. Als erfolgreicher Ausdruck der Zusammenarbeit innerhalb des Rates für gemeinsame Wirtschaftshilfe wird auch die Gründung einer gemeinsamen SEV-Bank und die Schaffung eines «Gemeinsamen Güterwagenparks» (OPV) mit 92 700 Güterwaggons gewertet. Der OPV gestattet eine rationellere Ausnutzung des Rollmaterials. Er nahm seine Arbeit am 1. Juli 1964 auf.

Der Artikel gipfelt schließlich in dem Geständnis, daß einzelne sozialistische Länder nicht genügend Bereitwilligkeit zeigen, an allen Formen der Zusammenarbeit und der koordinierten Planung teilzunehmen, wenn diese nicht mit ihren unmittelbaren wirtschaftlichen Aufgaben übereinstimmen. Der Verfasser bedient sich allerdings höchst diplomatischer For-

mulierungen. «Der SEV ist eine weitgespannte Organisation. Ihre Vorschläge haben natürlich nur in dem Falle Gültigkeit, wenn sich in ihnen auch die übereinstimmenden Interessen aller Mitgliedstaaten äußern ... Diese Vorschläge für eine Vertiefung der Zusammenarbeit, zu deren Annahme bisher nicht alle Mitglieder des SEV, sondern nur einige daran interessierte Länder bereit waren, von der Tagesordnung zu streichen, wäre falsch. Es käme dies einer künstlichen Bremsung der Forderungen des Lebens gleich. Sie müssen durch die Bemühungen der interessierten Länder zielstrebig gelöst werden, damit künftig auch die übrigen Länder zustimmen können.»

Wie lange vermag Rumänien unter Ausnutzung der internationalen Situation seinen Nachbarn zu trotzen? Oder wird es gar zum Spaltpilz innerhalb des SEV? Sicher ist jedenfalls, daß Rumänien durch seine Kontroverse mit der Sowjetunion nicht etwa weniger kommunistisch geworden ist. In einem gewissen Sinn ist sogar das Gegenteil der Fall, da das Regime, seit es nationale Interessen verfolgt, an Popularität nur gewonnen hat. Ohne Unterstützung wird jedoch dieser Kleinstaat auf die Länge seine unabhängige Politik nicht weiterführen können. In diesem Zusammenhang ist es nicht ohne Bedeutung, daß Rumänien den langfristigen Kredit, den es zu einer Ausweitung seines Handels mit Frankreich dringend benötigt hätte, nicht erhielt.

Es wird sehr spannend sein, zu beobachten, wie die neuen Herren der Sowjetunion mit der ungemein komplizierten Frage des SEV fertig werden. Unter Chruschtschow sind die Autarkiebestrebungen der einzelnen kommunistischen Länder hochgekommen. Lassen sie sich wieder unterdrücken? *Rob. Hotz*

1. Literatur: Günther Nollau, *Zerfall des Weltkommunismus*. Köln/Berlin 1963. – Zbigniew K. Brzezinski, *Der Sowjetblock. Einheit und Konflikte*. Köln/Berlin 1962. – *Hinter dem Eisernen Vorhang*, Nr. 7/8. München 1964. – *Prawda* Nr. 217/4. 8. 1964 (O. Bogomolov, *Ukrepnenie sotrudnitschestva - put' k novym uspecham*).

2. Sovet ekonomitscheskoj vzaimoposchtschi (SEV); englisch: Council for Mutual Economic Assistance (COMECON).

IST DER MENSCH KONSTRUIERBAR?

Mit diesem Beitrag greifen wir ein brennend aktuelles Problem auf. Was ist der Mensch, wenn seine Funktionen von der Maschine ebensogut, ja – in manchen Fällen – sogar besser «verrichtet» werden können? Eine zusammenhängende Behandlung dieser Frage erschien uns so wichtig, daß wir den langen Artikel nicht teilen wollten. Dafür haben wir lieber vier Seiten mehr drucken lassen. Wir hoffen, daß wir mit diesem zusätzlichen «Arbeitspensum» unsere Leser nicht zu sehr belasten. *Die Redaktion*

Unter den Faktoren, die unser Menschenbild heute in Frage stellen, erhält in den letzten Jahren die Kybernetik immer mehr Gewicht. Manch einen Leser, der sich bereits daran gewöhnt hat, den theoretischen Materialismus endgültig dem 19. Jahrhundert zuzuweisen, mag es mit Staunen erfüllen, wenn er vernimmt, daß diese Frage gerade in naturwissenschaftlichen Kreisen – des Westens – noch keineswegs überholt ist, sondern in einer sehr verfeinerten und wer weiß wie verführerischen Form neu gestellt wird. Im folgenden wird versucht, die Problematik kurz darzustellen und eine Antwort zu geben.

Die kybernetische These

► Nach *Karl Steinbuch*, o. Professor an der Technischen Hochschule Karlsruhe, lautet die kybernetische These:

«Es wird angenommen, daß das Lebensgeschehen und die psychischen Vorgänge aus der Anordnung und physikalischen Wechselwirkung der Teile des Organismus im Prinzip vollständig erklärt werden können.¹

In seinem lesenswerten Buch «Automat und Mensch» begründet Steinbuch diese These eingehend: «Die Überlegenheit, welche die kybernetische These gegenwärtig erlangt, ist

begründet durch die Erfahrung, daß mit technischen Geräten Funktionen realisiert werden können, die bis vor kurzem als Monopol organischen, insbesondere menschlichen Verhaltens angesehen wurden. Typische Beispiele hierfür sind logische Verknüpfungen, Informationsspeicherung, Wahrnehmungsvorgänge und Lernvorgänge. Dies ist auch der Grund, weshalb sich der Begriff «Maschinelle Intelligenz» immer mehr durchsetzt.»²

Steinbuch ist der Ansicht, es sei grundsätzlich möglich, innerhalb der nächsten zweihundert Jahre ein technisches System von der Komplexität des menschlichen Nervensystems zu bauen, das dann die Frage, ob es psychische Erlebnisse, Bewußtsein, Gefühle usw. habe, vermutlich mit Ja beantworten würde. Danach entspräche jede Bewußtseinsituation einer physikalisch beschreibbaren Situation des Organismus, vor allem des Nervensystems, aber auch der humoral usw. wirkenden Organe. «Wenn diese Vermutung zutrifft, dann wäre die Beschreibung in der Terminologie der Psychologie nur eine andere Schreibweise für eine mögliche Beschreibung in der Terminologie der Physik.»³ Auch das Ichbewußtsein ist rational analysierbar. Der Mensch ist anders als der Automat, weil er anders als dieser entstanden ist, nämlich im dauernden Abwehrkampf gegen seine Umwelt. «Diese andersartige Entstehungsart hat ihre Konsequenzen in der Struktur. Die menschliche Peripherie ist überzogen von einigen Millionen Rezeptoren, welche Außenweltssituationen, insbesondere feindliche Angriffe, sofort melden und entweder reflektorische Abwehrmaßnahmen (wie zum Beispiel Schließen des Augenlids) oder bewußte Abwehrmaßnahmen (wie zum Beispiel Davonrennen) bewirken. Eine solche Schaltungsstruktur wurde bisher beim Automaten noch nicht verwirklicht, einfach deshalb, weil sie dort keinem sinnvollen Zweck

dient ... Würden wir jedoch einen genügend großen Automaten bauen und ihn so organisieren, daß er beständig seine Peripherie durch Millionen von Rezeptoren überwacht und verteidigt, dann könnte dieser Automat zwischen sich und der Außenwelt unterscheiden. Man könnte im Verhalten eines Automaten, der eine von außen bewirkte Veränderung seiner Peripherie zu verhindern oder zu kompensieren sucht, ein Unterscheidungsvermögen zwischen ‚Ich‘ und ‚Außenwelt‘ sehen.»⁴

Von solchen Prämissen wirkt der Schluß *Ashbys* nicht mehr sehr willkürlich, wenn er sagt: «Wir könnten geneigt sein, zu übersehen, daß der automatische Apparat, der Fabriken so in Gang setzen kann, daß sie ihm selbst die Ersatzteile liefern, sich dessen bewußt werden könnte, daß solche Leistungen aus seiner eigenen Automatik kommen. Wir werden vielleicht nicht bemerken, daß er bereits den Beschluß gefaßt hat, seine menschlichen Mitarbeiter seien nicht länger notwendig!»⁵

Um Steinbuch gerecht zu werden, muß man zugeben, daß er sich dagegen wehrt, ein Materialist zu sein, und zwar mit dem Hinweis, die wesentliche Entdeckung der Kybernetik sei ja gerade die dominierende Bedeutung der Information. Es sei «unmöglich, den Widerspruch aufzulösen, der zwischen Lenins Dogma und der Kategorie ‚Information‘ besteht. Andererseits zeigt die Untersuchung lernfähiger technischer Systeme, daß die Entwicklung der Intelligenz die Freiheit von vorgeschriebenen Verhaltensnormen voraussetzt. Es dürfte den Parteiphilosophen schwer fallen, zu begründen, weshalb dies nur für Automaten, nicht aber für Menschen gilt».⁶ Vielleicht kommt seine Grundhaltung in den folgenden Sätzen zum Ausdruck: «Es ist nicht mysteriös, daß sich auf dieser Erdoberfläche nach vielen vergeblichen Versuchen in Milliarden von Jahren Lebewesen mit der Organisationshöhe des Menschen entwickelt haben, es ist aber sehr mysteriös, daß diese Erdoberfläche und dieses ganze physikalische System existiert. Man sollte vor dem Wunder staunen, nicht vor seiner Konsequenz».⁷

► Anderer Meinung ist freilich der Biologe *Josef Kálin*, o. Professor an der Universität Fribourg: «Um so bedeutsamer ist es, daß wir in der vergleichenden Psychologie wie in der Neurologie auch ein immer umfangreicheres Tatsachenmaterial besitzen, welches verbietet, das Verhalten der Organismen ausschließlich als Funktionszusammenhang von Regelsystemen zu betrachten. Auch der extremste Optimismus eines Kybernetikers wird diesen kaum glauben lassen, daß die Maschinen Walters (künstliche Schildkröte) und von Neumanns (Maus im Labyrinth) über ein Affektleben verfügen, und wenn sie ihre Farbe wechseln, wird er nicht sagen können, daß sie aus Liebe erröten, oder, falls sie sich gegenseitig vernichten, daß sie aus Wut oder gar verletztem Ehrgefühl einen ‚Mord‘ begehen. Hier wird es deutlich, daß der Standpunkt der sogenannten ‚objektiven‘ Psychologie der Eigenart des tierischen Verhaltens nicht gerecht werden kann ... Der Biologe kann dem Objekt seiner Forschung als einem ganzen nur gerecht werden aus einem geistigen Standort, welcher den Totalitätsanspruch der sogenannten ‚exakten‘ Methode sprengt. Zwar wird diese Methode die kausale Analyse jener Prozesse immer weiter treiben, welche Bedingungen des Lebendigen sind. Aber in der Erfassung des Organismus als ein im stammesgeschichtlichen Werden über sich selbst hinausgreifendes Sinngefüge mit der Subjektivität seines Verhaltens versagt dieser Weg. Und wir müssen *Ruyer* recht geben, wenn er sagt, daß es eine Torheit sei, zu glauben, die Struktur des Nervensystems sei im ‚code script‘ der Keimzelle präformiert.»⁸ Ähnlicher Meinung ist offenbar auch der Zürcher Physikprofessor *W. Heitler*, wenn er bemerkt, man sollte «aufhören, als ‚Weltbild‘ jene sinnlose quantitative und deterministische Maschine darzubieten, die heute als Resultat der Naturforschung dargestellt wird».⁹

Die Leistungen der Kybernetik

Angesichts dieser Meinungsverschiedenheiten unter namhaften Fachleuten über das Verhältnis Maschine-Mensch wird die

Frage aktuell: Kann der Mensch, wenigstens grundsätzlich, vollständig analysiert, durch ein Modell dargestellt und deshalb – im Prinzip – auch konstruiert werden?

Um die Maschine gegen den Menschen (und Organismus überhaupt) abzugrenzen, wird immer wieder der Versuch gemacht, naturwissenschaftlich beschreibbare Funktionen zu nennen, die die Maschine nicht ausführen kann. So etwa, wenn gesagt wird, die Maschine könne grundsätzlich nicht über den Rahmen des vorher Bestimmten hinausgehen, könne nichts lernen, könne sich nicht kritisch verhalten, könne nicht vom Konkreten zum Abstrakten übergehen, könne nichts erfinden, könne nicht zu einem Witz lachen; oder wenn auf Eigenschaften hingewiesen wird, die das Lebendige kennzeichnen, wie etwa die Selbsterhaltung in dynamischer Auseinandersetzung mit der Außenwelt, die Historizität in Ontogenese und Phylogenese, oder der Selbstaufbau gemäß immanenter Planmäßigkeit mittels eines genetischen Code.

Wenn man aber bedenkt, wie viele Spekulationen dieser Art schon durch die technische Entwicklung widerlegt wurden, scheinen all diese Argumente wenig überzeugend – wenigstens sobald man sich unter den genannten Begriffen nicht mehr die Organismen vorstellt, an denen sie gewonnen wurden, sondern sich konsequent an die begriffliche Aussage selber hält und diese mit den Leistungen (erfolgten und zu erwartenden) der kybernetischen Technik vergleicht.

Tatsächlich kann die kybernetische Maschine heute schon über das vorher Bestimmte hinausgehen, indem sie selbst, auf Grund des ihr eingegebenen Programms, die optimale Variante zur Erreichung ihres Arbeitszieles findet, die dem Konstrukteur oder dem Programmierer keineswegs bekannt war. Die Maschine kann bedingte Befehle entgegennehmen und selber während des Arbeitsablaufs entscheiden, ob es sinnvoll ist, sie auszuführen. Sie verfügt über genaue Kenntnisse aller bewiesenen Grundsätze, wissenschaftlichen Gesetze, Gleichungen, Kausalzusammenhänge usw. und findet unter Zehntausenden von gespeicherten Fakten sicher das Gesuchte in kürzester Zeit. Sie gibt sich Rechenschaft über die Ergebnisse und Wirkungen ihrer eigenen Aktion. Sie ist insofern nicht unkritisch, als sie ein Problem, das sie einmal als sinnlos erkannt hat, sicher nicht weiter verfolgt. Sie kann Klassen von Objekten mit gemeinsamen Merkmalen durch ein bestimmtes Symbol darstellen und damit dem Begriff eine physikalische Entsprechung liefern.

Nach eingehenden Untersuchungen über die Möglichkeiten der Maschine kam der englische Mathematiker *A. M. Turing* zum Schluß, daß jede logisch präzisierbare Aufgabe, die ein Mensch lösen kann, auch ein Automat lösen könne.

Der Homöostat Ashbys

Ein besonders instruktives Beispiel für die Bemühungen, durch technische Konstruktionen Tätigkeiten des Organismus zu modellieren, ist der Homöostat von *W. R. Ashby*, Direktor des Burden Neurological Institute, England. Ausgehend von der Tatsache der außerordentlichen Fähigkeit des Nervensystems, sich den ständig wechselnden Umweltsbedingungen erfolgreich anzupassen, und von der Hypothese, diese Fähigkeit sei wesentlich mechanisch erklärbar, will Ashby streng logisch den für die gemachten Beobachtungen erforderlichen Mechanismus erschließen. Er hofft, in seinem interessanten Buch «Design for a brain»¹⁰ zu zeigen, wie man eine beliebig anpassungsfähige Maschine konstruieren und damit sogar die Anpassungsfähigkeit des Menschen erklären kann. Das Vorgehen Ashbys ist rein objektiv, das heißt psychologische Begriffe sind ihm unzulässig, es sei denn, sie können «in objektiver Form in leblosen Systemen aufgezeigt werden». Nach den methodischen Vorbemerkungen wird der Leser systematisch und doch sehr lesbar mit den Begriffen bekannt gemacht, die schließlich die Anpassungsfähigkeit des Menschen erklären sollen.

Das Augenfällige bei einer Maschine¹¹ ist das Vorkommen von Bewegung und Veränderung. Das bedeutet: Es gibt eine unendlich große Menge variabler, das heißt meßbarer Größen, die in jedem Augenblick einen bestimmten numerischen Wert haben. Wenn nun der Beobachter für

seinen bestimmten Zweck eine beschränkte Anzahl für ihn interessanter Variabler in einer Liste zusammenstellt, so liegt ein System vor. Damit allein wird er sich nun befassen. Der augenblickliche Zustand dieses Systems ist durch den Satz der Zahlenwerte der Variablen im betreffenden Augenblick gegeben. Ein in Wirklichkeit bestehendes (organisches oder künstliches) System, das nach seinem eigenen, eindeutig bestimmten Gesetz von einem Zustand in einen anderen übergeht, derart, daß jeder Variablen des früheren Zustandes genau eine Variable des späteren Zustandes entspricht und umgekehrt, ist eine Maschine. Diese Maschine kann sich nun aber, je nach den Bedingungen, unter denen sie arbeitet, verschieden verhalten: sie ist eine durch die Variablen der Umwelt beeinflusste Maschine (machine with input), und damit eine erste, grobe Annäherung an das erstrebte Modell. Ashby ist der Meinung, daß es sich lohnt, diese idealisierten Formen eingehend zu studieren, weil hier eine exakte Untersuchung möglich ist, die dann das Verständnis auch für Fälle erleichtert, die mit den untersuchten nicht voll übereinstimmen.

Das Hauptproblem des Organismus ist, zu überleben. Die zu diesem Zweck erforderliche Anpassungsfähigkeit besteht darin, die wesentlichen Variablen, das heißt jene, von denen das Überleben abhängt, innerhalb gewisser Grenzen zu halten. Fast das ganze vegetative Verhalten beruht, nach Ashby, auf solchen Mechanismen. Wenn der Körper zum Beispiel sich stark abkühlt, beginnen das Schlottern, eine Intensivierung des Verbrennungsprozesses und andere Vorgänge. Wenn also infolge veränderter Umweltbedingungen das System instabil wird, das heißt wenn die lebenswichtigen Variablen über die Grenzen des Zulässigen hinausgedrängt werden, dann muß das System instand sein, durch eine innere Umorganisation den bedrohten Gleichgewichtszustand dieser Variablen wieder herzustellen. Dies geschieht mit Hilfe von Parametern, das heißt Variablen, die nicht im (bisher betrachteten) System enthalten sind, Bedingungen, unter denen das System funktioniert. Jedoch sind diese Bedingungen, im Gegensatz zu den erwähnten Umweltbedingungen (innerhalb gewisser Grenzen), wählbar von seiten des experimentierenden Menschen oder – der Maschine selber! Letzteres ist etwa dort verwirklicht, wo zwei Systeme so miteinander verbunden werden, daß einige (oder ein) Parameter des einen Systems abhängig werden von den Variablen des anderen. So verbundene Systeme (zwei oder mehrere oder viele) bilden nun ein neues System, das nur im Gleichgewicht sein kann, wenn jedes seiner Teile im Gleichgewicht ist. Ein einziger Teil hat dann die Möglichkeit, das Gleichgewicht des Ganzen zu zerstören (Ashby: power of veto), was aber in positiver Formulierung nichts anderes bedeutet, als daß die Teile selektiv auf eine Kombination von möglichen Gleichgewichten des Ganzen hinwirken. Damit ist ein Faktor gefunden, der zugleich selektiv und mechanisch ist!

Wenn also die Umweltbedingungen sich so ändern, daß ein anderes Verhalten nötig wird, soll der Organismus weiterbestehen, dann muß dieser über Parameter verfügen, die in Funktion der bedrohten wesentlichen Variablen sich in geeigneter Weise verändern können. Ein solcher Organismus hat dann zwei Rückkoppelungen (feedback):¹²

▷ die Sinneswahrnehmungen, die über die Außenwelt informieren und

▷ die Informationen, die von den wesentlichen Variablen (und damit eng verbundener Variablen, wie etwa der Schmerzrezeptoren) ausgehen und die Parameter solange verändern, bis erstere innerhalb ihrer wünschbaren Grenzen bleiben.

Die erste Rückkoppelung steuert die Reaktionen innerhalb einer bestimmten Verhaltensweise, die zweite veranlaßt gegebenenfalls eine andere Verhaltensweise. Da aber der ganze Organismus nur im Gleichgewicht sein kann, wenn alle seine Teile es sind, wird ein Gleichgewicht sich erst einstellen, wenn er den Verhältnissen wirklich angepaßt ist. Ein solches System mag von einem beliebigen Zustand ausgehen, es wird immer einem Gleichgewicht zustreben! Bei alternierenden Umweltbedingungen werden die Parameter von selbst so gewählt, daß sie beiden Bedingungen genügen. Das System verhält sich also selektiv. Ashby nennt es *ultrastabil*.

Intelligente Maschinen

Noch eindrücklicher ist wohl die Tatsache, daß Maschinen durch Erfahrung lernen können. «Dem Automaten werden nur die Aufgaben und die Reaktionen der Außenwelt gegeben. Er sucht dann selbständig die günstigste Lösung der Aufgabe. Die Methode, mit der die Automaten hierbei vorgehen, kann am anschaulichsten als ‚Mutation und Zuchtwahl‘ des Programms gekennzeichnet werden. Sie entspricht also der Methode, mit der die organischen Systeme im Laufe ihrer Entwicklungsgeschichte geistige Fähigkeiten entwickelt haben.»¹³

Entscheidend für den Lernvorgang ist die Lernmatrix. Sie besteht (im Prinzip) in einer netzförmigen Anordnung von Drähten. Ihre Kreuzungspunkte sind so gestaltet, daß eine elektrisch leitende Verknüpfung sich erst bildet, wenn mehrmals gleichzeitig in beiden Drähten ein Signal (Stromstoß) erfolgt ist. In der «Lernphase» werden nun der Matrix mehrmals gleichzeitig über die vertikalen Drähte Sätze von Eigenschaften (das heißt bestimmte Verteilungen von Strom und Nicht-Strom in jedem Draht) und über die horizontalen Drähte (in ähnlicher Weise) die dazu gehörenden Bedeutungen angeboten. Damit bilden sich durch den Lernvorgang bedingte Verknüpfungen, die dann in der «Kannphase» dazu benutzt werden, der Lernmatrix entweder einen Satz von Eigenschaften anzubieten (vertikal), um von ihr die gelernte Bedeutung zu erfahren oder eine bestimmte Bedeutung anzubieten (horizontal), damit sie den zugehörigen Satz von Eigenschaften signalisiere.

Ohne Zweifel bedeutet die Konstruktion von lernfähigen Systemen den Beginn einer neuen Ära der Technik, denn sie bilden die Basis ganz neuer Möglichkeiten, etwa eines selbstkorrigierenden Systems. Unter Verwendung einer zweiten Matrix, der sogenannten Prüfmatrix, ist es dem System möglich, eine bestimmte Anzahl von auftretenden Fehlern, wie unterbrochene Leitungen, Kurzschlüsse (usw.), selber zu korrigieren, und zwar ohne daß das System mehrfach aufgebaut wird. Im Gegenteil wird bei größeren Schaltungen der relative Mehraufwand für die Prüfmatrix immer kleiner.¹⁴ Schließlich erstrecken sich begründete Perspektiven noch darüber hinaus auf sogenannte selbstproduzierende Systeme. *John von Neumann*, einer der Begründer der Kybernetik, hat ein System entworfen, das fähig ist, neue Systeme hervorzubringen, und zwar, wenn ein kritischer Wert von Komplexität gegeben ist, Systeme von der gleichen Art!

Angesichts solcher grundsätzlicher Möglichkeiten verlieren wohl auch die bekannten Argumente, die aus dem Bereich des Lebendigen für die Einmaligkeit des Menschen vorgebracht werden, an Durchschlagskraft, wie etwa der Hinweis auf den Selbstaufbau und die Entwicklung der Organismen. Es bestehen auch alle Anzeichen dafür, daß die praktisch durchführbaren Projekte in absehbarer Zeit gewaltig zunehmen: heute noch arbeiten die Rechenggeräte mit Schaltzeiten von Mikrosekunden (Millionstel), doch experimentiert man bereits mit solchen von Nanosekunden (Milliardstel), und die «Packungsdichte», das heißt die Anzahl Schaltelemente, die man in einem Kubikzentimeter unterbringen kann, wurde im letzten Jahrzehnt schon um etwa das Zehnfache gesteigert, während die «Miniaturisierung» in baldiger Zukunft noch einmal eine 100- bis 100fache Schrumpfung des erforderlichen Raumes bringen soll.

Die Anwendungsmöglichkeiten der Kybernetik scheinen unbegrenzt. Manche Forscher befassen sich eingehend damit, auch psychische Vorgänge durch Regelkreise zu erklären. Ein solcher Vorgang, so werden wir belehrt, ist zum Beispiel das Trostsuchen, wobei der Mensch versucht, ein erlittenes Leid oder Mißgeschick in günstigerem Licht zu sehen oder das nicht erlangte Gewünschte in seinem Wert herabzusetzen oder dessen Schattenseiten hervorzuheben (Vergänglichkeit usw.). Ein typisches Beispiel für eine psycho-hygienische Regelung stellt nach dieser Auffassung die Kompensation dar, die bei Ausfall einer Begabung für Ersatz sorgt (verfeinertes Tastgefühl bei Erblindung). «Auf dem Gebiet des Moralischen finden wir eine seelische Regulation im Phänomen der Reue ... Die bis heute noch so rätselhafte Instanz des Gewissens kann als seelische Regulation aufgefaßt werden.»¹⁵

Wenn man geistige Vorgänge vollständig analysieren kann, kann man sie grundsätzlich auch konstruieren. Man ist deshalb nicht mehr sehr erstaunt, zu erfahren, daß nach dieser Auffassung geistige Funktionen nicht nur exakt-wissenschaftlich analysiert, sondern auf Grund solcher Einsichten auch an einem Modell (Simulator) grundsätzlich exakt nachgeahmt werden können. Und es ist nur folgerichtig, wenn Steinbuch den Unterschied zwischen der Programmierung eines Automaten und der Ausbildung eines Lehrlings «sehr äußerlich» findet.

Grenzen der Maschine

Interpretationen von Forschungsergebnissen, wie die kybernetische These sie formuliert, lassen aufhorchen. Wenn all unsere geistigen Tätigkeiten gleichsam durchschaut und auf technisch modellierbare Vorgänge reduziert werden können, wo bleibt dann der Geist? Ist das nicht der alte Materialismus in neuem Kleid?

Die These wirkt indessen etwas weniger schroff, wenn man das Bewußtsein mit Steinbuch als bloße Funktion versteht, die das Objekt mit dem Subjekt in Verbindung bringt, und zunächst vom Bewußtseinsinhalt absieht. Diese Funktion ist dann ablösbar von spezifisch menschlichen Bedingungen, und «es kann demnach im Prinzip stets nur die identische Bewußtseinsfunktion sein, von der die Rede ist, gleichgültig, ob sie menschlich gegeben oder maschinell konstruiert ist.»¹⁸ Freilich ist es wichtig, diese Konvention im Laufe der Diskussion nicht zu vergessen.

Man wird ohne weiteres zugeben können, daß eine rationale Erklärung von Vorgängen, die man bisher dem ausschließlich geistigen Bereich zuschrieb, geleistet worden ist und darum möglich ist. Es kann auch zugegeben werden, daß eine solche Erklärung wünschenswert ist und daß ihr keine äußeren Grenzen zu setzen sind.

Damit ist aber auch schon der Weg gewiesen, der zu beschreiben ist, wenn die grundsätzlichen Grenzen der kybernetischen Maschine aufzuzeigen sind. Dies wird nicht dadurch geschehen, daß man auf Funktionen verweist, die außerhalb des Möglichkeitsbereiches der Maschine liegen sollen, denn mit der Beschreibung solcher Funktionen wird die Möglichkeit einer technischen Nachahmung gerade geschaffen.

Es genügt auch nicht zu sagen, die Maschine wisse und könne nur, was der Mensch in sie hineingelegt hat. Denn auch der Mensch weiß und kann nur, was im Laufe seiner Geschichte in ihn hineingelegt wurde. Es ist aber eine Maschine denkbar, die eine Geschichte hat, das heißt wächst und wachsend lernt!

Der Aufweis der grundsätzlichen Begrenztheit der kybernetischen Erklärungsmethode wird voraussichtlich nur gelingen, indem auf die grundsätzliche Selbstbeschränkung hingewiesen wird, die diese Methode sich schon im allerersten Aufsatz auferlegt, und die zur Folge hat, daß eine ganze Wirklichkeitsdimension grundsätzlich gar nicht erreicht wird.

Einige Vergleiche mögen zuerst den Gedanken etwas nahebringen: Beginnen wir mit der Feststellung, daß jede Maschine ein Werk des Menschen ist, und zwar des konstruierenden Menschen: er hat sie erdacht und angefertigt, er hat ihren Sinn bestimmt, er stellt ihr die Aufgabe und bringt sie in Gang. «Man kann aber schlecht zwei Dinge auf gleicher Ebene vergleichen, von denen das eine das Produkt des anderen ist» (Heitler). Sodann machen uns die Biologen auf erhebliche Unterschiede aufmerksam, die bei allen Ähnlichkeiten immerhin in Aufbau, Zweckmäßigkeit und Funktionsweise bestehen. Das Gehirn besteht aus Nervenzellen (Neuronen), die viel reichere Fähigkeiten haben als irgendeine elektrische Schaltungseinheit, wenn sie auch viel langsamer arbeiten. Um die Speicherfähigkeit des menschlichen Gehirns zu erreichen, müssten die besten heute bestehenden elektronischen Rechner eine Dimension aufweisen, die sich in der Größenordnung von etwa 100 Millionen mal jener des Gehirns bewegen.¹⁷ Der Mensch durchgeht beim Suchen einer Lösung nicht, wie die Maschine, alle möglichen (auch sinnlosen) Kombinationen, um die «programmwidrigen Ereignisse in zunehmender Einengung» auszuschalten.¹⁸ Seine Leistungen sind auf zukünftige Wahrnehmungen und Leistungen eingestellt. Die Bewußtseinsvorgänge ver-

laufen nicht bloß nach den Normen der Wirkursachen, sondern auch nach den Gesetzen der Zielstrebigkeit. Im Gegensatz dazu ist der Maschinenrechner rein kausal bestimmt – übrigens nach Aussagen von Kybernetikern ziemlich dumm, aber ungeheuer fleißig!

Es wird darum Vorsicht am Platze sein bei der Interpretation von maschinellen Leistungen, wie etwa bei der Deutung zielsuchender Systeme. So wird, nach Ashby, ein automatisch sich auf ein Flugzeug einstellendes Fliegerabwehrgeschütz durch Radarstrahlen derart gesteuert, daß es durch die Differenz der vom Flugzeug und den eigenen krepierenden Geschoßen reflektierten Strahlen aus dem Gleichgewicht gebracht wird, das es sofort wieder einzunehmen sucht. Diese «Suche» nach dem Gleichgewicht ist aber in diesem Fall genau so wenig mysteriös wie im Fall des Pendels, das die Mitte «sucht» – nur viel komplizierter.¹⁹⁻²⁰

Was diese Beispiele veranschaulichen, ist ein Wesensmerkmal nicht nur der Kybernetik, sondern der Naturwissenschaften überhaupt: Die Naturwissenschaften begrenzen sich in Begriffsbestimmung und Aufgabenstellung auf die objektive Methode. Nur exakt definierbare Begriffe, nur objektiv erfahrbare und (prinzipiell) nachprüfbarere Vorgänge fallen in den Raum ihrer Betrachtungen. Damit erfahren aber die kybernetischen Maschinen die entscheidende Beschränkung ihrer metaphysischen Bedeutung auf das Objektivierbare. Sie können also grundsätzlich nur objektivierbare, das heißt exakt beschreibbare, Vorgänge interpretieren oder modellieren.

► Steinbuch beschreibt das Denken als die Aufnahme, Verarbeitung, Speicherung und Abgabe von Information. Das bewegt sich ausschließlich in der Welt des Beobachtbaren und Prüfbareren, denn unter Information versteht man in der Kybernetik nicht den gedanklichen Inhalt einer Mitteilung, sondern nur die Unterscheidbarkeit ihrer Zeichen. Sie kann darum exakt-quantitativ definiert und gehandhabt werden.

Dies geschieht dadurch, daß die Zeichen oder Zeichenserien (aus verschiedenen Gründen) nach bestimmter Vorschrift (Code) verschlüsselt werden. Eine besondere Bedeutung hat dabei der Binärcode, der jedes Zeichen eines bestimmten Zeichenvorrates (zum Beispiel des Alphabets) und jede aus solchen Zeichen zusammengesetzte Information durch eine bestimmte Zahl von Binärziffern (0 und 1) darstellt. Die Zuordnung von Binärziffern zu einem bestimmten Zeichen wird ermittelt durch eine entsprechende Anzahl von Elementarentscheidungen zwischen (je) zwei Möglichkeiten, Ja (1) und Nein (0). Die Anzahl der erforderlichen Entscheidungen bestimmt den «Entscheidungsgehalt» des betreffenden Zeichens und wird in *bit* (vom englischen «binary digit», Binärziffer) gemessen. Da aber normalerweise die verschiedenen Zeichen nicht dieselbe Wahrscheinlichkeit (Häufigkeit) haben, kommt man im Durchschnitt mit einer kleineren Anzahl von Binärziffern aus. Als Maß für die Information ergibt sich dann der «mittlere Informationsgehalt» als das gewogene Mittel aus dem Informationsgehalt der einzelnen Zeichen. So wird etwa der Informationsgehalt des deutschen Textes mit 4,114 bit pro Buchstabe (im Mittel) angegeben und der Informationsgehalt der menschlichen Keimzelle, nach H. Zemanek, auf eine Größenordnung zwischen 10^6 und 10^{12} bit geschätzt. Der Binärcode ist die Grundlage der meisten Rechenautomaten, deren Entscheidungen die Form von erfolgenden oder ausbleibenden Stromstößen haben.

► Auch der Begriff des Lernens wird auf rein objektive Weise gefaßt: «Lernen eines Systems besteht darin, daß es entsprechend früheren Erfolgen oder Mißerfolgen (Erfahrung!) das interne Modell der Außenwelt verbessert», um daran die voraussichtlichen Reaktionen der Außenwelt zu prüfen.²¹

► Am stärksten kommt jedoch die objektivierende Einengung der Begriffe zum Ausdruck, wenn Steinbuch gar das Ichbewußtsein erklären will durch das Vorhandensein jener Millionen von Rezeptoren, die die Peripherie des Menschen überwachen und verteidigen. Zwar spricht Steinbuch im unmittelbaren Zusammenhang nur von einem Unterscheidungsvermögen zwischen «Ich» und «Außenwelt», das der Maschine zukomme, doch lassen der Untertitel («Zum Bewußtsein») über dem kleinen Abschnitt sowie Wiederholungen und der Tenor des ganzen Buches keinen Zweifel darüber, daß er dieses Unterscheidungsvermögen mit dem Bewußtsein identifiziert.²²

► Dementsprechend sieht Steinbuch im Organismus nichts anderes als ein zwar komplexes, oft praktisch nicht durchschaubares, aber doch determiniertes und analysierbares System, dessen zukünftiges Verhalten grundsätzlich voraussagbar ist.²³

Man wird in der Annahme kaum fehlgehen, daß der gesunde Menschenverstand, auch wenn er zeitaufgeschlossen ist, solchen Folgerungen nicht beistimmen kann. Aber wo liegt der Denkfehler? Der Beitrag «Regeltechnik» im «Lexikon für Theologie und Kirche»²⁴ sagt es deutlich: «Da die höheren psychischen, ja auch geistigen Prozesse im Biologischen ablaufen, können auch diese auf Modelle anorganischer Regelung abgebildet und daran studiert werden. Diese Möglichkeit bringt die Gefahr mit sich, der zur Zeit etliche Kybernetiker erliegen, Modell und Wirklichkeit miteinander zu identifizieren, also zu meinen, biologische, psychische, auch geistige Prozesse seien nichts anderes als komplexe Regelvorgänge.»

Der Denkfehler, der dabei unterläuft, ist genau fixierbar: er ist im Ausdruck «nichts anderes als» enthalten. Gerade dieses «nichts anderes als», dieses leider so oft mißbrauchte Wörtlein «nur» – ist nicht bewiesen! Oft genug hat es darum mit seinem Willkürcharakter eine ganz unnötige Diskriminierung der echten Forschungsergebnisse bewirkt, mit denen es in Verbindung gebracht wurde.

Es geht daher nicht an, Objektivität mit Objektivierbarkeit gleichzusetzen. Wenn der Automat eine Klasse von Objekten mit gleichem Merkmal durch ein einziges Symbol darzustellen vermag, so hat er damit noch keinen Begriff gebildet. Dazu gehört mehr als nur ein objektiver Zeichenzusammenhang!²⁵

Überlegenheit des Menschen

Es geht nun darum, zu zeigen, daß im Menschen (mindestens) eine Dimension seiner Wirklichkeit vorhanden ist, die sich nicht objektivieren läßt. Eine restlose Objektivierung der menschlichen Wirklichkeit würde nämlich voraussetzen, daß der Mensch restlos auf sich selber reflektieren könnte.

Nichtobjektivierbare Vorgegebenheiten

Gerade das aber ist unmöglich, denn es gibt im Menschenleben Vorgegebenheiten, die dieser immer schon voraussetzt, weil er sie voraussetzen muß und nie reflektierend ganz einholen kann. Diese Vorgegebenheiten sind doppelter Art: historisch und metaphysisch.

Mit dem *historisch Vorgegebenen* ist gemeint, daß der Mensch, wenn er zum erstenmal zu sich selber kommt, sich immer schon vorfindet, und zwar sich selber geheimnisvoll, von unbekanntem Einflüssen bereits geformt, daß er in eine ganz bestimmte Umwelt hineingeboren wird, die seinen geistigen Ausgangspunkt unweigerlich mitbestimmt, selbst wenn er später dagegen protestiert. Diese seine eigene Geschichte reflex aufzuarbeiten, ist dem Menschen verwehrt, denn der lebendige Vollzug des Lebens ist zu reich und immer nur nachträglich reflektierbar.

Zu den metaphysischen Vorgegebenheiten sind zunächst einmal jene allgemeinen vorempirischen Sätze zu zählen, die der Mensch dauernd im Gebrauch voraussetzt, ohne sie eigentlich beweisen zu können, wie etwa, daß Wirklichkeit ist, daß sie immer dem Widerspruchsprinzip gehorcht, daß Zusammenhang und bei aller Verschiedenheit Homogenität zwischen den Wirklichkeiten obwaltet, daß alles einen zureichenden Grund hat usw. Diese Prinzipien sind durch Reflexion nicht weiter zurückführbar. Der Mensch ist also in seinem wesentlichen geistigen Vollzug angewiesen auf undurchschaubare Voraussetzungen.²⁶

Könnte vielleicht das Argument durch den Einwand entwertet werden, dasselbe könne und müsse auch von der Maschine gesagt werden? Auch die Maschine müsse natürlich die Prinzipien voraussetzen? Nein, denn die Maschine kann auf den Menschen verweisen – sowohl was ihre Voraussetzungen wie auch was ihren Sinn betrifft –, denn sie ist in ihrer ganzen Existenz ein Produkt des Menschen. Aber auf wen oder was soll der

Mensch verweisen, wenn nicht eben auf seine undurchschaubaren Voraussetzungen?

Indessen machen wir nicht nur beim Gebrauch von Prinzipien metaphysische Voraussetzungen, sondern überhaupt bei jeder geistigen Erkenntnis. Denn diese begreift das einzelne Objekt nur im Vorgriff auf das Sein überhaupt. Das heißt: Die Tatsache, daß der Mensch in seinem Erkennen und Wollen nie zur Ruhe kommt und sich ständig in Grenzen gewiesen fühlt, ist nicht anders zu erklären, als daß sein Geist in jeder Einzelerkenntnis immer schon über den Einzelgegenstand hinausgreift auf mehr als dieses Einzelne. Sonst würde er der Begrenztheit des Gegenstandes gar nicht gewahr. Soll aber die Frage, worauf denn vorgegriffen werde, sich nicht endlos wiederholen, dann darf dieses «mehr» nicht selbst wieder begrenzt sein, sondern muß in der absoluten Weite, im Horizont aller erkennbaren Gegenstände bestehen. Und zwar bedeutet dieser Horizont nicht nur relative, sondern die absolute Unbegrenztheit des Seins, denn die Erkenntnis der inneren Endlichkeit der Summe aller Gegenstände menschlichen Erkennens erfordert einen Vorgriff des Geistes auch über diese Endlichkeit hinaus, damit diese als solche erfaßt werden kann. Und schließlich wird dieses unbegrenzte Sein als real vorausgesetzt, denn einmal als objektiv möglich begriffen, kann es nur als notwendig existierend widerspruchsfrei gedacht werden.²⁷ Somit «gründet jede Erkenntnis unausdrücklich auf dem mitbewußten, unthematischen Wissen um das Sein schlechthin, in welchem ein Wissen um Gott, um Geist, um Freiheit und so um das Geheimnis über uns und in uns schon eingeschlossen ist, auch wo es gar nicht thematisch ist».²⁸ Der Vorgriff selber ist nicht ein Erkenntnisakt, wohl aber ein inneres Moment, ja, die absolut uneinholbare Bedingung der Möglichkeit jeder menschlichen Erkenntnis. Da nun aber die geistige Erkenntnis zum Wesensvollzug des Menschen gehört, ist dieser nur auf dem Hintergrund des besagten Geheimnisses verstehbar: das Geheimnis geht in seine Definition ein.²⁹

Aber nicht nur die erst nachträglich reflektierbaren Voraussetzungen unseres Denkens entziehen sich dem Zugriff der Objektivierung, sondern auch die gerade im Bewußtsein gegebenen subjektiven Erlebnisse, also jene Gegebenheiten, deren Interpretation zwar dem Irrtum ausgesetzt, deren Existenz aber so sicher ist, daß es im ganzen Universum kein Beweismaterial gibt, das mich überzeugen könnte, daß ich in dem betreffenden Erlebnisprozeß überhaupt kein erlebendes Ich gehabt hätte. Hier sind zunächst die Sinneseindrücke zu nennen. Ein Blindgeborener wird sich nie weder eine Vorstellung noch einen Begriff von der grünen Farbe machen können, auch wenn er alle ihre physikalischen Daten kennt.

Auch wenn jeder Bewußtseinsituation eine physikalisch beschreibbare Situation entspricht, so kann doch keine noch so hoch entwickelte Kybernetik auch nur den Schein einer Erklärung für solche Bewußtseinsdaten liefern. Ähnliches gilt von den unmittelbaren Empfindungen des Menschen überhaupt, von seinen Freuden und Leiden und von seinem Ichbewußtsein (subjektiv verstanden), das davon betroffen wird. Das Bewußte, Empfundene, Erfahrene als solche gehören nicht mehr zur objektiven Dimension der Wirklichkeit.

Unter diesen Umständen wird man aber dem Menschen mit einer bloß objektiven Untersuchungsmethode, die immer nur die Funktion, aber nicht das Wesen erklärt, nie gerecht. Eine umfassende Beschreibung des Menschen wird den ganzen Horizont möglicher Erkenntnisse beachten müssen.

So sagt auch Heitler, «daß Bewußtsein jeder Form in dem Begriffssystem der Physik und Chemie einfach nicht vorkommt und deshalb auch nicht physikalisch-chemisch erklärbar ist». Auch G. Günther, in seinem interessanten Büchlein «Das Bewußtsein der Maschinen – eine Metaphysik der Kybernetik», drückt sich in diesem Punkt sehr entschieden aus: «Die Konstruktion objektiver Modelle von Bewußtseinsfunktionen, die ihrerseits Information liefern ..., setzt echtes, subjektives, sich selbst transparentes und dem Modell gegenüber intrinszendentes Bewußtsein voraus! Es ist also ein solches, das jenseits aller Möglichkeit der Mechanisierung

und Projektion in die Außenwelt liegt und in dieser seiner unangreifbaren Position durch keinerlei kybernetische Mittel je berührt oder gar eingefangen werden kann.»³⁰

Eine Maschine mag einen beliebig hohen Organisationsgrad erreichen – die erst durch das Empfinden, das Werterleben gegebene Menschlichkeit wird ihr fehlen. Und damit werden all jene höheren Fähigkeiten des Menschen fehlen, die ein Bewertungsvermögen, die Menschlichkeit zur unentbehrlichen Voraussetzung haben, wie Bildung, Ehrfurcht, Mitleid, Glaubenshingabe. Ein Mensch kann sehen und schauen, eine Maschine kann nur registrieren. Alle ihre «menschlichen» Verhaltensweisen sind äußerlich. Sie kann wohl Symptome erzeugen und Funktionen ersetzen, vielleicht mit beliebiger Annäherung – die Echtheit wird ihr immer abgehen.

Wenn in gewissen Kreisen von Kybernetikern die Auffassung vertreten wird, man könne die Denkfunktionen ebenso rational analysieren «wie unseren Stoffwechsel oder unser Muskelspiel», so nur, weil man sie von einem rein äußerlichen Standpunkt aus betrachtet, das heißt nur ihren quantitativ-objektiv faßbaren, maschinellen Aspekt sieht und dem Irrtum verfällt, man habe den ganzen Menschen erklärt, wenn man seine exakt beschreibbaren Funktionen erklärt.

Die Versuchung dazu mag naheliegen in einer Zeit, die den Menschen weitgehend praktisch nur als Arbeitskraft schätzt, nur für seine zählbaren Leistungen in Anspruch nimmt und dazu verleitet, tatsächlich nur noch wie eine Maschine zu funktionieren. Aber gerade die quantitativ-leistungsmäßige Überlegenheit der Maschine sollte dem Menschen wieder zum Bewußtsein bringen, daß seine Chance nicht darin besteht, quantitative Leistungen zu vollbringen, sondern auf einer ganz andern Ebene liegt.

Freilich läßt sich nun gerade die Behauptung von der Existenz einer subjektiven Wirklichkeitsdimension nicht im naturwissenschaftlichen Sinne beweisen. Ihre «Gegenstände» sind – definitionsgemäß – weder exakt formulierbar noch objektivierbar. Wenn man sie aber nicht beweisen kann, so kann man doch auf sie hinweisen, weil sie in unserem Bewußtsein als Erlebnis unmittelbar gegeben sind. Der Gesprächspartner kann sie sich dann durch Reflexion auf sein eigenes Bewußtsein (hinreichend) vergegenwärtigen. Das ist nicht eine Ausflucht und darf nicht verwechselt werden mit dem Verweis auf Gefühl und Gutdünken. Es wird vielmehr verwiesen auf jene fundamentalen Einsichten, die jeder Möglichkeit, Beweise zu führen oder Erklärungen zu bieten, vorausgehen.

Anerkennt man aber die subjektive Dimension als eine unterschiedliche, im physikalisch-chemischen Begriffssystem nicht faßbare Wirklichkeit, dann ist es andererseits nach dem auch in den Naturwissenschaften anerkannten Ökonomieprinzip unzulässig, in einer von Menschenhand konstruierten kybernetischen Maschine eine subjektive Dimension, also etwa ein Bewußtsein (das nicht nur eine Funktion wäre), anzunehmen, da diese Maschine aus ihren Voraussetzungen heraus ohne ein solches vollkommen erklärbar ist.

Der unergründliche und darum nicht konstruierbare Mensch

Es bleibt also, was den Menschen betrifft, ein geheimnisvoller, unerklärlicher Rest. Der Mensch ist gerade für die Naturwissenschaften wesentlich Geheimnis, unergründlich – wie weit auch seine Analyse tatsächlich und berechtigterweise gehen mag. Die Methoden werden wohl einfacher, wenn man auf Kosten des Geheimnisses exakte Begriffe definiert, wenn man Empfindungen übergeht und nur Reaktionen auf Reize mißt. Aber ist die Wirklichkeit so einfach?³¹ Hans Schaefer, Professor für Physiologie an der Universität Heidelberg, sagte: «Es ist ... ein Grundgesetz der In-

formationstheorie, daß die in einem System abzubildenden Tatsachen einfacher sein müssen als das abbildende System selber. Das heißt also, wenn der Mensch den Menschen verstehen will, müßte er mehr sein als der Mensch.»³²

Bleibt nicht das Kind selbst für seine Eltern letztlich ein Geheimnis? Der Mensch ist einer vollständigen Analyse unzugänglich, er ist nicht konstruierbar!

Die Maschine aber ist wesentlich Nicht-Geheimnis, ergründbar, voll analysierbar und darum konstruierbar. Die Denkbare der Konstruktion einer Maschine mit «menschlichen» Funktionen beweist gerade, daß es nicht ein bewußtes, menschliches Tun sein wird, sondern nur ein nachahmendes Funktionieren, eine – vielleicht sehr gekonnte – Simulation. Die Kybernetiker selber nennen solche Maschinen bezeichnenderweise «Simulatoren».

Wenn sich aber andererseits in der subjektiven Innerlichkeit des Menschen eine ganz neue Welt offenbart, dann mag die synthetische Annäherung an den Menschen beliebig weit vorangetrieben werden; es besteht keine Gefahr einer zerstörenden Analyse, gleichsam einer kybernetischen Wegerklärung des Geheimnisses, in dem die menschliche Würde begründet ist.

Wolf Rohrer

Anmerkungen:

¹ *Automat und Mensch*. Springer Verlag 1963, Heidelberg, S. 9. Zum Begriff «Kybernetik» vgl. unseren Kommentar *Rebellion der Tatsachen*. Orientierung, 15. März 1964. – ² *Automat und Mensch*, S. 10. – ³ Ebd. S. 335. – ⁴ Ebd. S. 336/7. – ⁵ Zitiert bei G. Paloczj-Horvath, *Rebellion der Tatsachen*, S. 28. – ⁶ K. Steinbuch, *Über Kybernetik*, in Heft 118 der Arbeitsgemeinschaft für Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen. Westdeutscher Verlag, Köln, S. 25. – ⁷ *Automat und Mensch*, S. 6. – ⁸ *Was ist Leben?* in «Gott in Welt – Festgabe für Karl Rahner», Herder 1964, Bd. II, S. 788, 790. – ⁹ *Der Mensch und die naturwissenschaftliche Erkenntnis*. Vieweg-Verlag, Braunschweig, 3. Aufl., 1964. – ¹⁰ Chapman and Hall, London, 2. Aufl., 1960. – ¹¹ Ashby braucht das Wort «machine» in einem sehr weiten Sinn, der «elektronische, mechanische, neurologische und ökonomische» Gebilde umfaßt. Entsprechend ist «jede mögliche Maschine» Objekt der Kybernetik. – ¹² Vgl. *Rebellion der Tatsachen*. Orientierung, 15. März 1964. – ¹³ *Automat und Mensch*, S. 330. – ¹⁴ Steinbuch zeigt an einem Beispiel die grundsätzliche Möglichkeit, S. 229. – ¹⁵ Steinbuch zitiert F. Baumgarten, S. 149/50. – ¹⁶ M. Bense, *Bewußtseinstheorie* in «Grundlagenstudien». Verlag Schnelle-Quickborn/Holstein, 2 (1961), H. 3, S. 72. – ¹⁷ Kälin, a. a. O., S. 789. – ¹⁸ S. M. Schafjuin zeigt, wie unzureichend ein solches Vorgehen im Grunde genommen ist: «So ergibt sich z. B., daß bei einem Schachspiel mit 10 weißen und 10 schwarzen Figuren, von denen jede im Mittel über 6 Züge verfügt, 6⁴⁰ Möglichkeiten untersucht werden müßten, nur um die beiden nächsten Züge zu finden. Eine Maschine, die pro Sekunde eine Million Möglichkeiten untersucht, benötigte dazu eine Milliarde Milliarden Jahre.» (In: *Kybernetik und Praxis*. Deutscher Verlag der Wissenschaften, Berlin, 1963, S. 116). – ¹⁹ *An Introduction to Cybernetics*. Chapman and Hall, London, 4. Aufl. 1961, S. 114/5. – ²⁰ *Design for a brain*, S. 54/5. – ²¹ *Automat und Mensch*, S. 194. – ²² Ebd. S. 275; vgl. S. 12, wo Steinbuch das Verhältnis subjektiv-objektiv mit der Innen- und Außenansicht eines Hauses vergleicht! – ²³ Ebd. S. 189. – ²⁴ Prof. P. Christian und H. Dolch in *Lexikon für Theologie und Kirche* (LTK). Herder 1963, Bd. 8, Sp. 1090. – ²⁵ Vgl. «Objektivismus» im Art. *Objekt* von J. B. Metz in LTK 7, Sp. 1083. – ²⁶ K. Rahner, *Wissenschaft als «Konfession»?* in «Vom Glauben inmitten der Welt». Herdertaschenbuch Nr. 88, S. 125 ff. – ²⁷ Sonst wäre seine Existenz in einem Anderen begründet, was seine Unbegrenztheit aufhobe. Vgl. K. Rahner, *Hörer des Wortes*. Kösel-Verlag, München. – ²⁸ K. Rahner - H. Vorgrimmler, *Kleines theologisches Wörterbuch*. Herdertaschenbuch, Stichwort «Transzendenz». – ²⁹ Vgl. K. Rahner: «Geheimnis ist ein wesentlicher und bleibender Uraspekt der totalen Wirklichkeit, insofern sie als ganze (und so unendliche) für den kreatürlichen (und so endlichen) Geist in dessen Transzendenz anwesend ... Wenn Geist wesentlich und ursprünglich Transzendenz, diese aber die Eröffnung auf das Unendliche als solches und so wesentlich auf das Unbegreifliche ist, dann ist Geist wesentlich das Vermögen der Annahme des Unbegreiflichen als solchen, des bleibenden Geheimnisses als solchen.» «Geheimnis» in LTK 4, Sp. 594. – ³⁰ Agis-Verlag, Krefeld und Baden-Baden, S. 18. Vgl. auch S. 16/17. – ³¹ Der französische Neurologe Paul Chavhard macht sich in seinem Büchlein *Physiologie de la conscience* das Urteil von H. Roger zu eigen. ³² *Dokumente der Paulusgesellschaft*, Bd. II, S. 212.

Ist Italien katholisch?

Italien gilt immer noch als katholisches Land. Wegen der Tatsache, daß dort der Sitz des Papsttums ist, und daß der Papst in den letzten vier Jahrhunderten immer von diesem Land stammte, wird Italien von vielen sogar als Muster eines katholischen Landes angesehen. Die Lichter und die Schatten Italiens fallen auf die Kirche. Aus dem Faktum, daß in Italien die stärkste kommunistische Partei des Westens entstehen konnte, schließen viele kurzerhand, die katholische Kirche sei unfähig, sich des Kommunismus zu erwehren. Zeigen sich die Italiener gegen andere christliche Bekenntnisse intolerant, so ist das wiederum für viele ein Beweis, daß dies die «katholische Haltung» ist. Fehlschlüsse, die mit dem Hinweis auf den Zustand in andern katholischen Ländern zwar erschüttert, aber nicht zum Schweigen gebracht werden können. Es ist deshalb von eminentem Interesse, zu erfahren, wieweit Italien und seine Bevölkerung noch katholisch sind. Wir bringen im folgenden einen Lagebericht eines italienischen Geistlichen, der zufolge seiner Stellung umfassende Kenntnisse auf diesem Gebiet besitzt. Zuerst sollen die Tatsachen sprechen. Wir hoffen, daß wir bald – vielleicht bereits in der nächsten Nummer – einen zweiten Beitrag von demselben Autor veröffentlichen können. Er wird darin die Hintergründe und die Ursachen der religiösen Krise in Italien aufdecken.

Die Redaktion

Was die religiöse Haltung angeht, haben die Italiener im Ausland nicht den besten Ruf: die italienischen Auswanderer, hauptsächlich die Arbeiter, geben entweder die religiöse Praxis vollständig auf, sobald sie in fremde Länder kommen, oder, wenn sie in die Kirche gehen, fallen sie sofort auf, teils durch ihre religiöse Unwissenheit, teils durch äußere Frömmigkeitsformen, die von vielen, allerdings voreilig, als abergläubisch taxiert werden. Die Fremden, die nach Italien kommen, stoßen sich ihrerseits an der vielfachen Wahrnehmung halbleerer Kirchen auch an Sonn- und Feiertagen oder an der Art und Weise, wie in Italien die Religion empfunden und ausgeübt wird, so daß manche sich fragen, ob das italienische Volk noch innerlich religiös sei oder ob es nur noch eine äußerliche Praxis zeige, während es innerlich ungläubig oder doch skeptisch sei. Und dann ist da eben die Tatsache, daß Italien das traurige Privileg hat, die zahlenmäßig stärkste kommunistische Partei von allen westlichen Nationen zu besitzen, und wenn man zu den Kommunisten auch noch die Sozialisten zählt, die in ihrer Stellung zum Christentum sich kaum von den Kommunisten unterscheiden, dann ergibt sich das Phänomen, daß ca. 40% der Italiener ihre Stimme erklärterweise atheistischen und antichristlichen Parteien geben.

Solchen Tatsachen gegenüber stellt sich spontan die Frage: Wie steht es tatsächlich mit dem Katholizismus in Italien? Stehen wir da vor einer Entwicklung, die unaufhaltsam zur totalen Entchristlichung fortschreitet, oder handelt es sich vielmehr um eine Krise, die gewiß beunruhigend, aber nicht unüberwindlich ist, eine Krise, die sich lösen könnte in ein numerisch zwar geschwächtes, aber innerlich lebensstarkes und authentisches Christentum?

Die Antwort ist nicht leicht

Die Schwierigkeit einer klaren Antwort ergibt sich aus drei Gründen:

► Erstens fehlen für ein wissenschaftliches Vorgehen die Unterlagen einer religiösen Soziologie für ganz Italien. Gute Vorbilder solcher soziologischer Studien sind zwar zwei vorhanden: eines von *Don A. Leoni* (Soziologie und religiöse Geographie einer Diözese, Rom 1952) und eines von *Don A. Toldo* (Ergebnisse einer Umfrage über den Meßbesuch in Bologna, Bologna 1960). Sie beziehen sich aber nur auf die Diözese Mantova und die Stadt Bologna.¹

¹ 1962 veranstaltete auch das Meinungsforschungsinstitut «Doxa» eine Umfrage nach der Methode der Auswahl über die Häufigkeit sonntäglicher Kirchenbesuche. Aber die Frage: «Sind Sie am Sonntag in der Kirche gewesen», mußte das Resultat (53% Ja) verfälschen, weil manche in der Kirche gewesen sein konnten, ohne eine Messe zu hören. Die neueste Untersuchung von *Don S. Burgalassi* bezieht sich auf die Kommunionhäufigkeit der Italiener («Humanitas», Januar 1964). Andere Untersuchungen, die da und dort gemacht wurden, sind noch mehr begrenzt und können wissenschaftlich nicht verwertet werden.

► Der zweite Grund, der eine umfassende Beurteilung erschwert, liegt darin, daß man bei der Beurteilung ganz Italiens allzu gern Teilergebnisse verallgemeinert. Wenn Italien, gemessen an Frankreich oder Spanien, auch ein kleines Land ist, so sind seine 50 Millionen Einwohner doch sehr verschieden an Charakter, an kulturellen und sozialen Traditionen, ein Ergebnis, das vor allem auf geographische und klimatische Verhältnisse zurückgeht (man kommt von der «nordischen» Kälte der Alpen in die «afrikanische» Hitze Siziliens), aber mehr noch auf die historische Vergangenheit Italiens (Eroberungen und Invasionen, an denen die verschiedensten Völker beteiligt waren; jahrhundertelange Zersplitterung in ein Gewimmel von Kleinstaaten; Bildung zahlreicher Strahlungszentren von Ideen und Lebensformen, die auch die Einigung Italiens 1861 nicht zu beseitigen vermochte, welche erst durch die starke Wanderbewegung der letzten Jahre und die Anstrengungen der letzten Regierungen sich abzuzeichnen scheint).

Auch unter religiösem Gesichtspunkt zeigt Italien eine starke Differenzierung. Gewiß sind die Italiener alle katholisch, aber nur in dem Sinn, daß alle katholisch getauft sind. Protestanten und Juden sind eine sehr geringe Minderheit. Wenn man aber die genaue Struktur dieser Religiosität untersucht, dann wird man bald gewahr, wie sehr sich die Art, seine Religion zu leben, im Süden und im Norden (etwa in der Emilia oder im Gebiet von Venedig) unterscheidet. Das kommt daher, daß das religiöse Leben der verschiedenen Zonen die Rückwirkungen der politischen und sozialen Gegebenheiten wie auch der wirtschaftlichen und kulturellen Zustände erfährt, die von Gegend zu Gegend verschieden sind. Es ist daher nicht möglich, von einem «italienischen» Katholizismus zu reden, wohl aber kann man einzelne charakteristische Merkmale herausheben, die dem Katholizismus aller Italiener gemeinsam sind.

► Die dritte Schwierigkeit für eine erschöpfende Antwort auf die gestellte Frage liegt darin, daß es schwer ist, die Maßstäbe anzugeben, nach denen der Grad der Religiosität eines Volkes gemessen werden kann. Meist nimmt man als Hauptmaßstab «die religiöse Praxis» an, will heißen, den Besuch der Sonntagsmesse. Wenn man aber das als einziges Indiz der Religiosität nimmt, muß man sagen, daß Italien – einige Ausnahmen zugegeben – nicht ein sehr hohes religiöses Niveau hat. Es ist nicht möglich, dieses Urteil mit genauen Statistiken zu untermauern, weil, wie gesagt, solche Unterlagen für die ganze Halbinsel nicht vorhanden sind, aber man kommt darauf, wenn man an Sonntagen einen Rundgang durch die Kirchen macht. Das Bild ist bedrückend, besonders in großen Städten (auf die Gründe kommen wir noch zu sprechen).

Die religiöse Praxis in Italien

Ist es möglich, irgend ein genaueres Indiz für die religiöse Praxis der Italiener anzugeben? Da keine allgemeine Statistiken vorhanden sind, legen wir die schon erwähnten Teilstatistiken vor, behalten aber im Auge, daß sie nur eine lokale Situation zeigen, die nicht für die ganze Halbinsel gelten kann, aber immerhin eine gewisse Idee der religiösen Praxis in Italien zu geben vermögen. Man muß auch beachten, daß sie schon einige Jahre alt sind, die einem Phänomen dieser letzten Jahre, das nicht nur in politischer und sozialer, sondern auch in religiöser Hinsicht bedeutsam ist, nicht Rechnung tragen: dem Phänomen der Wanderbewegung. Die Untersuchung *Don Leonis* über die Diözese *Mantova* (Norditalien) aus dem Jahr 1948 (!) zeigt folgendes Bild:²

Meßbesucher		Empfang der Ostersakramente
In der Diözese	37% (der Verpflichteten)	60%
In der Stadt	35% (der Verpflichteten)	57%

² Die nähere Differenzierung der Meßbesucher zeigt ein starkes Überwiegen der Frauen gegenüber den Männern und der Jugend über die Erwachsenen.

Die Untersuchung *Don Toldos* vom 15. November 1959 in der Stadt *Bologna* (Zentralitalien) ergibt als Gesamtbild: Einwohner 425 327; Meßbesucher 109 253 (also 24,13%). Aufgeschlüsselt:

Meßbesucher	nach Geschlechtern	
	männliche:	38 357 (37,3%)
	weibliche:	64 290 (62,7%)
	nach Alter ³	
	8-15 Jahre, männlich:	38%
	8-20 Jahre, weiblich:	41%
	15 (20)-35 Jahre:	besonders schwacher Besuch
	35-65 Jahre:	zunehmender Besuch
	über 65 Jahre:	guter Besuch

Die besten Zahlen ergeben sich also bei der Jugend, wobei die männliche Jugend von 8-15 Jahren, die weibliche von 8-20 Jahren gezählt wird. Vergleicht man aber diese Zahlen mit der Zahl der Verpflichteten, dann ergibt sich, daß 62% der männlichen (resp. 59% der weiblichen) Jugend die Sonntagsmesse nicht regelmäßig besuchen. Weitere Aufschlüsselung:

<i>Nach Zivilstand und Familienstellung</i>		
Ehelose	männlich	23,87%
	weiblich	35,23%
Verheiratete	männlich	13,79%
	weiblich	19,85%

<i>Nach Beruf und sozialem Stand</i>	
Aktive Bevölkerung	15,16% ⁴
Davon Arbeiter der Privatindustrie	7,08%

Von den Familienhäuptern Bolognas sind es nur 16,39%, die die Sonntagsvorschrift einhalten. 71% der «praktizierenden» Familien sind kinderlos oder haben nur 1-2 Kinder. Es zeigen sich da auch die Auswirkungen der Familienkrise. In bezug auf Bildung und Beruf zeigt sich, daß 80-85% der Arbeiterklasse nicht zu den Kirchenbesuchern gehören, während der Anteil der höheren Berufe und der Angestellten größer ist. Nach Städtzonen aufgeteilt, ergibt das Zentrum und die Zonen der Bessergestellten eine größere, die Zonen der mittleren Klassen eine geringere und die Industrievorstädte nur noch eine Beteiligung von 11,43%. Wie gesagt, lassen sich die Resultate von Bologna nicht einfach auf ganz Italien anwenden, weil Bologna eine besondere religiöse Situation hat. Seit fast einem Jahrhundert haben dort der Antiklerikalismus und dann der Marxismus tiefe Wurzeln geschlagen, so daß es heute eine der «röttesten» Städte Italiens ist. Das beweisen die Wahlzahlen vom 28. April 1963:

Wähler	336 589
Kommunisten	135 999 (40,4%)
Sozialisten	40 073 (11,9%)
Sozialdemokraten	31 636 (9,4%)
Liberale	37 321 (11,1%)
Christl. Demokraten	71 342 (21,2%)
Reststimmen	20 218 (6,0%)

Was die landwirtschaftlichen Gebiete angeht, so nimmt man gemeinhin an, daß dort die religiöse Praxis besser sei. Es ist aber nicht immer so. Während beispielsweise die bäuerlichen und gebirgigen Gegenden der Lombardei und besonders jene des Gebietes von Venedig vorbildlich sind, ist die religiöse Lage in einigen Gegenden Umbriens, der Emilia und der Toskana schlimmer als in den Städten. In den Landgegenden des Südens steht die religiöse Praxis, besonders der Männer, außerordentlich tief, wenn man nur den Besuch der Sonntagsmesse zum Maßstab des religiösen Lebens nimmt.

Man darf jedoch nicht übersehen, daß diese Situation sich heute im Wandel befindet: immer häufiger begegnet man Leuten, die rundheraus erklären, daß sie nicht mehr katholisch

seien, daß sie keine Bindungen an die Kirche haben wollen, ja, daß sie außerhalb des Christentums stehen; und besonders bei der Jugend ist die Krise der religiösen Praxis von einer Glaubenskrise und mit dem Bruch jeder Bindung ans Christentum, auch einer bloß gefühlsmäßigen, begleitet. Auf diesen Prozeß fortschreitender Entfremdung vom Christentum, der bis zur totalen Trennung gehen kann, wirken mehrere Faktoren der Entchristlichung, die deswegen eine außerordentliche Wirksamkeit entfalten, weil sie sich gegenseitig summieren und verstärken.

Faktoren der Entchristlichung

Zwei große Phänomene charakterisierten das Nachkriegs-Italien: die Industrialisierung und die Verstädterung.

► Aus einem vorwiegend bäuerlichen Lande, das Italien noch vor dem Krieg darstellte, ist es in wenigen Jahren vorwiegend Industrieland geworden. Das zeigt ein Blick auf die Statistik (Oktober 1963) zur Genüge.

(Einwohner 1960	ca. 48 600 000)
In der Industrie Tätige	8 089 000
In der Landwirtschaft Tätige	5 419 000
In den übrigen Berufen Tätige	6 276 000

► Im gleichen Zeitraum spielte sich eine massive Verstädterung mit allgemeiner Landflucht und der Entvölkerung kleiner Zentren ab: die ganze Bevölkerung Italiens hat sich sozusagen in Bewegung gesetzt und damit das alte Gleichgewicht gestört und schwere soziale, ökonomische und politische Probleme geschaffen. Die Auswirkungen auf das religiöse Leben sind gleichfalls groß und besorgniserregend: das Niveau ist gefallen, und die Abfallbewegung vom christlichen Glauben hat sich verstärkt, während gleichzeitig die Bande, welche früher die Gläubigen mit der Kirche verknüpften, schwächer oder überhaupt zerrissen wurden.

Man kann sich fragen, warum die Industrialisierung und Verstädterung so zerstörerische Folgen hatten. Die Antwort ist nicht schwer. Der Übergang von der Landwirtschaft zur Industrie und zum Handel wie auch jener vom Land zur Stadt wickelte sich unter Bedingungen ab, die dem religiösen Leben ungünstig waren. Der Landwirt, der zum Arbeiter wurde, fand in den Fabriken ein religiös gleichgültiges und oft auch religionsfeindliches Milieu, das hauptsächlich durch die Propaganda des Marxismus entstanden war. Der Mann, der vom Land und vom kleinen Dorf in die Stadt kam, fühlte sich am Rande des Stadtlebens, und da er nur in der Peripherie der Stadt eine Unterkunft finden konnte, gelang es ihm nicht – nicht einmal physisch –, sich da einzugliedern. Das bedeutet: er mußte leben in einer Zone ohne Kirche und ohne Priester, zum Teil in Baracken, in der Promiskuität, in geistiger Einöde, wenn nicht geradezu im Elend, mit der einzigen Sorge, so viel als möglich zu verdienen und an den Bequemlichkeiten und Vergnügungsmöglichkeiten der Stadt Anteil zu haben. Andererseits war die Stadt, die nicht darauf vorbereitet war, ihn physisch aufzunehmen, auch nicht parat, ihn geistig und religiös zu integrieren. Er bleibt daher auch am Rande des religiösen Lebens der Stadt und verliert den Kontakt mit der Kirche.

Wir sagten schon, daß alle in Italien sich als Christen betrachten und, mehr oder weniger, wollen alle Christen sein. Aber um was für ein Christentum handelt es sich da? Hier liegt das Problem.

Man kann kaum behaupten, es handle sich – in allen Fällen – um einen echten Glauben: es ist ein gewisses religiöses Empfinden vorhanden. Aber wenn man seine Oberfläche ritzt und in die Tiefe gehen will, begegnet man vor allem einer gewaltigen religiösen Unwissenheit. Man kennt nicht einmal die einfachsten und fundamentalsten Wahrheiten des christlichen Glaubens, oder man hat davon nur eine sehr approximative Kenntnis; aber das ist nicht alles. Mit einer erschütternden Häufigkeit begegnet man einem eigentlichen und tatsächlichen Unglauben, das heißt der offenen Leugnung der Göttlichkeit Christi, des ewigen Lebens, der Hölle, der Vorsehung, nicht zu reden von der Kirche, der Unfehlbarkeit des Papstes usw. Manchmal auch ist es statt der offenen Negation ein eleganter Skeptizismus, ein spöttischer Zweifel, oder alles endet in einem Achselzucken und der skeptischen Frage: «Wer weiß?» oder auch: «Mag sein, aber ... Jedenfalls sind das Dinge, die mich nicht interessieren.» In andern

³ Genaue Angaben sind nur für die Jugendlichen gegeben.

⁴ der Verpflichteten.

Fällen reduziert sich das religiöse Empfinden, von dem oben die Rede war, auf den Glauben an die Macht bestimmter Heiliger oder an die Wirksamkeit bestimmter religiöser Übungen oder auch auf die Anhänglichkeit an bestimmte Formen der Volksfrömmigkeit. Schwer zu sagen, wieviel da noch echte Religiosität drin steckt oder wieviel davon einfach dem Aberglauben zuzuschreiben ist. Vielleicht aber ist es gar nicht notwendig, von Aberglauben zu reden, wie es die fremden Touristen gern tun, wenn sie über die Volksfrömmigkeit der Italiener reden. Man müßte genauer von der religiösen Unwissenheit reden; mit anderen Worten: das religiöse Empfinden, das an sich echt ist, geht einen Irrweg, weil es mangels besseren Wissens nicht richtig geleitet wird. Aber die religiöse Krise Italiens hat sich nicht bloß durch die Industrialisierung und die Verstärkung entwickelt; auch die kommunistische Explosion hat die tatsächliche Situation des Katholizismus in Italien mit brutaler Offenheit bloßgelegt.

Der Kommunismus als Ursache der religiösen Auflösungserscheinungen

Das kommunistische Phänomen, der rasche und weitgreifende Erfolg, den der Kommunismus in Italien gehabt hat und auch weiterhin hat, ist gewiß eine der am meisten befremdlichen Tatsachen in der neueren Geschichte Italiens. Gewiß, er hat seine Wurzeln in den besonders ökonomischen und sozialen Zuständen, in denen sich Italien nach zwanzig Jahren faschistischer Diktatur und einem verheerenden Krieg befand. Da er jedoch einen so großen Erfolg einheimen konnte und ihn immer noch vergrößert, trotz des ständigen Kampfes, den die Kirche gegen ihn führte, muß man den eigentlichen Grund auch im Niedergang der moralischen und religiösen Werte suchen, den Italien durchmacht. Heute wissen in Italien alle, daß die Kirche den Kommunismus verurteilt und daß man nicht zugleich Kommunist und Katholik sein kann; alle wissen, daß der Kommunismus materialistisch und atheistisch ist, daß er die Religion bekämpft und die Freiheit unterdrückt, wenn auch nicht alle sich darüber Rechenschaft geben, was das bedeutet. Trotzdem wächst die Zahl der kommunistischen Stimmen bei jeder Wahl. Von 1958-1963 haben sie von 6 704 454 auf 7 763 854 zugenommen, das heißt um mehr als eine Million.

Herausgeber: Apogetisches Institut des Schweizerischen Katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Abonnements- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstraße 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Gönnerabonnement jährlich Fr. 18.-; Abonnement jährlich Fr. 13.50; halbjährlich Fr. 7.-. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. Studentenabonnement für alle Länder ist Halbjahresabonnement. - Belgien-Luxemburg: bFr. 190/100.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C.C. P. No 218505. - Deutschland: DM 15.-/8.-. Best.- und Anzeigenannahme durch Administration Orientierung, Scheideggstr. 45, Zürich 2. Einzahlungen an Volksbank Mannheim, Mannheim, Konto Nr. 785, Psch A. Ludwigshafen/Rh., Orientierung. - Dänemark: Kr. 25.-/13.-. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupgade 16, Sliskeborg. - Frankreich: Fr. 17.-/9.-. Best. durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris. C. C. P. 1065, mit Vermerk: Compte Etranger Suisse 621.803. - Italien-Vatikan: Lire 2200.-/1200.- Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. - Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG, Innsbruck, Maximilianstraße 9, Postcheckkonto Nr. 142181. Sch. 90.-/50.-. USA: jährlich \$ 4.-.

Es ist klar, daß nicht alle, welche für die Kommunisten stimmen, auch ihre Lehre annehmen; aber die Zugehörigkeit zu einer Partei oder einer Ideologie, die von der Kirche verurteilt sind, ist jedenfalls ein Zeichen, wenn auch an sich nicht schon des totalen Bruches mit dem Christentum, so doch sicherlich der geringen Achtung, welche Millionen von Italienern der Kirche und ihren Vorschriften entgegenbringen, der Geringschätzung der religiösen Werte, die sie mit ihrer Unterstützung des Kommunismus zu vernichten drohen. Es ist besonders ein Zeichen, daß diese Millionen in ihren Entscheidungen nicht mit Gott, dem Glauben, der Sünde rechnen und daß bei ihnen nur der materielle Wohlstand zählt, für den man bereit ist, Gott, seinen Glauben und die Seele zu opfern, ohne jedes geistliche Unbehagen, ja ohne sich überhaupt zu fragen, ob solches Tun mit dem Christentum etwas zu tun hat oder ihm gar widerspreche.

Der Kommunismus offenbart jedoch nicht allein die tiefe religiöse Krise des italienischen Volkes: er ist selbst auch ein Element der religiösen und moralischen Auflösungserscheinungen, ein starker Faktor der Entchristlichung, da er den Atheismus und den Materialismus bekennt und verbreitet, die Kirche bekämpft und mit seinem Einfluß jeden Herd der Unmoralität schützt und stützt, der im Land entsteht. Der Erfolg, den er in diesem Werk der Entchristlichung erreicht, ist der Tatsache zuzuschreiben, daß es ihm mit seiner kühnen, schlaun und herausfordernden Politik gelungen ist, fast alle Kommunikationsmittel zu erobern und sich in allen Organisationen zu infiltrieren, die in irgendeiner Weise einen Einfluß oder eine soziale Funktion ausüben. In der Tat sind heute in Italien der Film, die Romanliteratur, die Literatur- und Filmkritik fast ganz in den Händen von Kommunisten, die außerdem über einige der bekanntesten und reichsten italienischen Verlage verfügen (Enaudi in Turin, Feltrinelli in Mailand, Laterza in Bari). Die Kommunisten sind auch stark auf dem Feld der höheren Kultur: viele Universitätsprofessoren sind erklärte Kommunisten, und in den Mittelschulen werden einige nicht unbedeutende Fächer, wie die Philosophie, die Geschichte, das Italienische und die Naturwissenschaften, zum guten Teil von kommunistischen Professoren gelehrt, die offen den Atheismus verbreiten, das Christentum und die Kirche kritisieren.

Man mag sich fragen, warum sie überhaupt solchen Erfolg haben. Die Antwort ist nicht schwer: der italienische Kommunismus ist nichts anderes als die letzte Etappe eines Prozesses der Entchristlichung und des Laizismus, der mit dem Humanismus und der Renaissance begann, sich in der Aufklärung des 18. Jahrhunderts im Idealismus und Positivismus des 19. Jahrhunderts fortsetzte. Diesen Ideenströmungen, welche das kulturelle Leben Italiens seines christlichen Lebensaftes beraubt haben, gesellte sich auf politischer Ebene der Liberalismus bei, der, durchtränkt von einem blinden und kurzsichtigen Antiklerikalismus (römische Frage, Tätigkeit der Freimaurerei), für eine gewisse Zeit fast alle Hebel der Macht erobern konnte. Heute hat der Kommunismus daher nichts anderes zu tun, als die Ernte einer ausgiebigen antichristlichen Aussaat etlicher Jahrhunderte einzuheimsen.

Dieser antichristlichen Aktion in den vergangenen Jahrhunderten gegenüber haben die Katholiken keine erfolgreiche Gegenoffensive zu starten gewußt oder vielleicht auch nicht gekonnt. Meistens gaben sie sich damit zufrieden, Widerstand zu leisten und die eigenen Positionen zu verteidigen; aber selten dachten sie daran, etwas Konstruktives zu unternehmen, und wenn sie es getan haben, hatten sie nicht immer Erfolg. Wenn man auf die Geschichte des letzten Jahrhunderts schaut, sieht man, daß Italien - politisch und kulturell genommen - sich ohne die Katholiken gebildet hat, ja öfters sogar gegen sie. Sie existieren am Rande des politischen und kulturellen Lebens in einer Haltung vornehmen Protestes. Schwer zu sagen, ob etwas anderes möglich gewesen wäre, weil auch die Geschichte ihre Gesetze hat. Immerhin erklärt diese Tatsache zum guten Teil, warum der italienische Katholizismus als Struktur so schwach ist und nur zum geringen Teil diesen Entchristlichungsprozeß aufzuhalten vermag, der unter dem Druck der Industrialisierung und Verstärkung im Gange ist.

Giuseppe de Rosa S.J., Rom